

Die Garterlaube



Vom Ohr zum Herzen

Nomadensehnsucht. Auf Ihre Anfrage muß ich Ihnen mitteilen, daß mir die Adresse der Einsenderin von Heft 16 der Gartenlaube d. Zs., der ich unter Chiffre Nomadensehnsucht geantwortet habe, leider nicht bekannt ist. Sollte diese sich auf die heutige Mitteilung hin melden, so werde ich Ihnen gern Bescheid geben. Wenn Sie Briefwechsel mit einer gleichgestimmten Dame suchen, so versuchen Sie es doch einmal mit einem Inserat!

Mutter Frida. Ihr Brief eignet sich im einzelnen nicht zur öffentlichen Wiedergabe. Dennoch möchte ich ihn nicht unbeantwortet lassen.

Ich würde an Ihrer Stelle nicht den ganzen Zorn über das Dienstmädchen ausschütten, sondern mir den Sohn einmal sehr ernst ins Gebet nehmen. Der junge Mann hat die Übermacht, die ihm die wirtschaftliche Lage seiner Eltern verleiht und die Überlegenheit seiner Erziehung gegenüber dem ungebildeten Mädchen in einer Weise ausgenutzt, die dieser Erziehung nicht zur Ehre gereicht. Leichtfertig war nicht nur „die Person“, wie Sie in blindem mütterlichen Zorn zur Verteidigung Ihres Einzigen feststellen, sondern ebenso sehr — wenn nicht noch mehr — der Sohn.

Johanna. Sie sind seit einem Jahr verlobt und wollen demnächst heiraten. Der Gedanke, daß Sie dann Ihren Beruf aufgeben müssen, tut Ihnen so weh, daß Sie die Heirat immer wieder hinausschieben möchten.

Eine solche Entscheidung — Beruf oder Ehe — kann Ihnen niemand abnehmen, und die Erfahrungen anderer werden Ihnen hier wenig helfen. Die Tatsache, daß Ihre Arbeit Ihnen auch jetzt noch wichtig ist, daß Sie die Möglichkeit erwägen, lieber den Mann aufzugeben als den Beruf, muß Sie natürlich gegen die Größe Ihrer Liebe skeptisch machen. Darum ist es sehr richtig, wenn Sie sich reiflich prüfen.

Leni. Sie sind Beamtin, 26 Jahre alt, und suchen Rat, wie Sie den Mann finden sollen, der Sie zur Lebensgefährtin wählt.

Den Weg des Inferierens schalten Sie aus, größere Geselligkeit erlauben Ihre wirtschaftlichen Verhältnisse nicht, und der Mann, der es wagt, Sie auf der Straße anzusprechen, kommt eben deshalb für Sie nicht in Frage. Sie sperren sich also gewissermaßen selbst die Möglichkeiten, die Ihnen bleiben. Wenn auch bei der letzten Frage die größte Vorsicht berechtigt, ja sogar notwendig ist, so gehen Sie doch in Ihrem Mißtrauen zu weit. Es wird sehr viele Männer geben, die ebenso wenig wie Sie gesellschaftliche Verbindungen haben und gezwungen sind, sich auf dem von Ihnen beurteilten Wege die Lebensgefährtin zu suchen.

Es kommt auf die Form an, in welcher eine solche Anknüpfung versucht wird, und außerdem werden Sie doch nach den ersten Gesprächen merken, ob der Betreffende ernsthaft und ehrlich eine Frau sucht oder ob es ihm nur um Länderei zu tun ist. Und wenn Sie vielleicht auch sehr oft werden nein sagen müssen, so schließt das nicht aus, daß auch einmal einer kommt, zu dem Sie ja sagen. — Haben Sie schon einmal versucht, durch Beitritt in einen Verein mehr Menschen kennenzulernen? Auch wenn Sie irgendeinen Sport treiben, müßten Sie doch schon dadurch mit neuen Menschen zusammenkommen. Sport muß nicht unbedingt große Kosten machen, man muß nur richtig einteilen können. Vielleicht schließen Sie sich einmal einer fröhlichen Wanderschar an. Die Hauptsache bleibt: Augen und Herz offenhalten für alle Freuden und Aufgaben des täglichen Lebens und nicht nur einem Gedanken nachhängen!

Sammel-Mutti. Sie leben mit Ihrer verwitweten Mutter zusammen und machen sich darüber Sorge, daß diese eine wahre Sammelleidenschaft zeigt und sich noch von den wertlosesten Sachen, wie alten Zeitungen usw., nicht trennen kann.

So wie Sie den Fall schildern, scheint es sich mehr um eine Eigenheit als um etwas Krankhaftes zu handeln. Aber schon damit Sie selber beruhigt sind, rate ich Ihnen, sich einmal mit einem Arzt darüber auszusprechen. Es ist ja tatsächlich bei mancher Hausfrau eine „Krankheit“, jahrelang den gleichen alten Plunder immer wieder aufzuheben und geduldig von einem Raum in den andern zu schaffen, immer mit der Erklärung, er könne einmal gebraucht werden. Und dieses eine Mal kommt dann nie. Wenn aber an 50 Bündel alte Zeitungen von je 10 Kilo, alte Blechdosen, Hüte und Schuhe aufgehoben und nie verkauft oder verschenkt werden, weiß ich auch nicht, was ich davon halten soll. Bedenken Sie aber immer, daß das Alter so manche seltsame Veränderung der Psyche mit sich bringt, und üben Sie Ihrer Mutter gegenüber Rücksicht!

Lore. Sie haben ein Pflegekind angenommen, das Ihnen nach wenigen Monaten von der Mutter wieder weggenommen wurde, ohne ein Versehen Ihrerseits und obwohl der Aufenthalt des Kindes mindestens für ein Jahr vorausgesehen war.

Aus den Ihrem Schreiben beigefügten Unterlagen habe ich den Eindruck gewonnen, daß Sie wenig dagegen ausrichten können. In Ihrem Vertrag fehlt der ausdrückliche wörtliche Vermerk, daß das Kind auf ein Jahr zu Ihnen kommen sollte, und die mündlichen Besprechungen genügen als juristische Handhabe nicht. Immerhin dürfte es sich empfehlen, einen Rechtsanwalt zu befragen. Da es sich bei Ihrer Anfrage in erster Linie um Rechtsfragen handelt, kann ich an dieser Stelle nicht näher darauf eingehen. Ich möchte Ihnen nur noch raten, falls Sie wieder ein Kind in Pflege nehmen, die Sache von Anfang an mit Hilfe des zuständigen Jugendamtes zu regeln.

Jahrtausende werden wünschen, daß Bô Yin Râ in ihrer Gegenwart gelebt hätte, obwohl er sich nur in seinen Büchern offenbart.

Diese Bücher werden ihn freilich überleben! Wer sie kennen lernen will, verlange Beratung. Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816) Basel-Leipzig.



Druckschrift Nr. 3 kostenlos

Bei chron. Verstopfung und Fettleibigkeit

wirken seit 50 Jahren glänzend Bockbergers

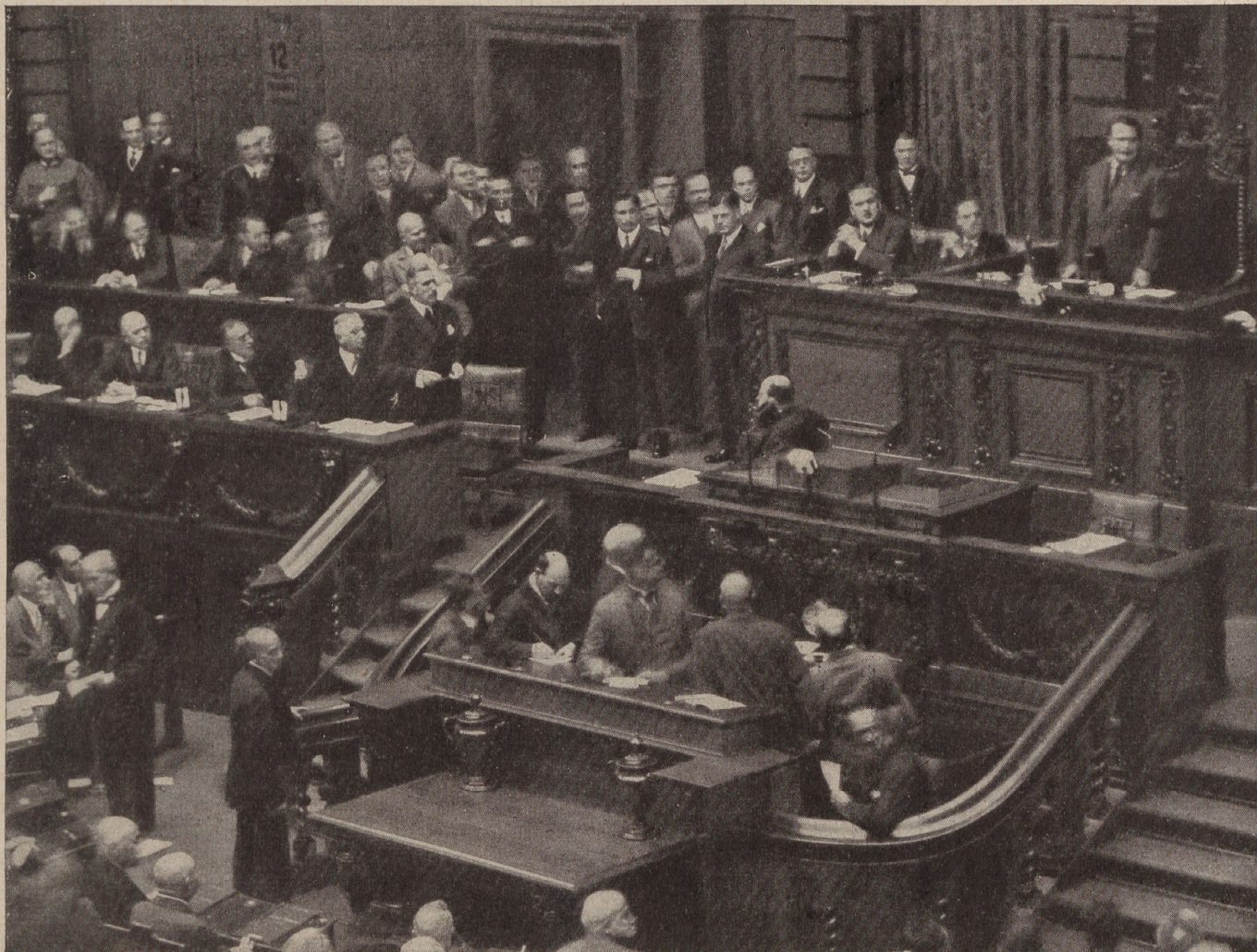
Kissinger Pillen und Entfettungs-Tabletten

Gartenlaube Kalender

Sie benötigen für das nächste Jahr dieses beliebte Familienjahrbuch! Auf alle Fragen des praktischen Lebens gibt der erste Teil Antwort, der zweite Teil dient der Unterhaltung. Nur 1 Mark kostet der neue Kalender, der, dauerhaft in Pappe gebunden, in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Verlag Ernst Keils Nachf. (Aug. Scherl) G.m.b.H., Berlin

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hieran 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Leserkreis darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespaltenen Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G.m.b.H. Hauptschriftleitung: Heinz Meißner in Berlin. Zu Ehren für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bientz, Berlin. — Nachdruck verboten. —ämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G.m.b.H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G.m.b.H., Berlin.



Historischer Augenblick im Reichstag

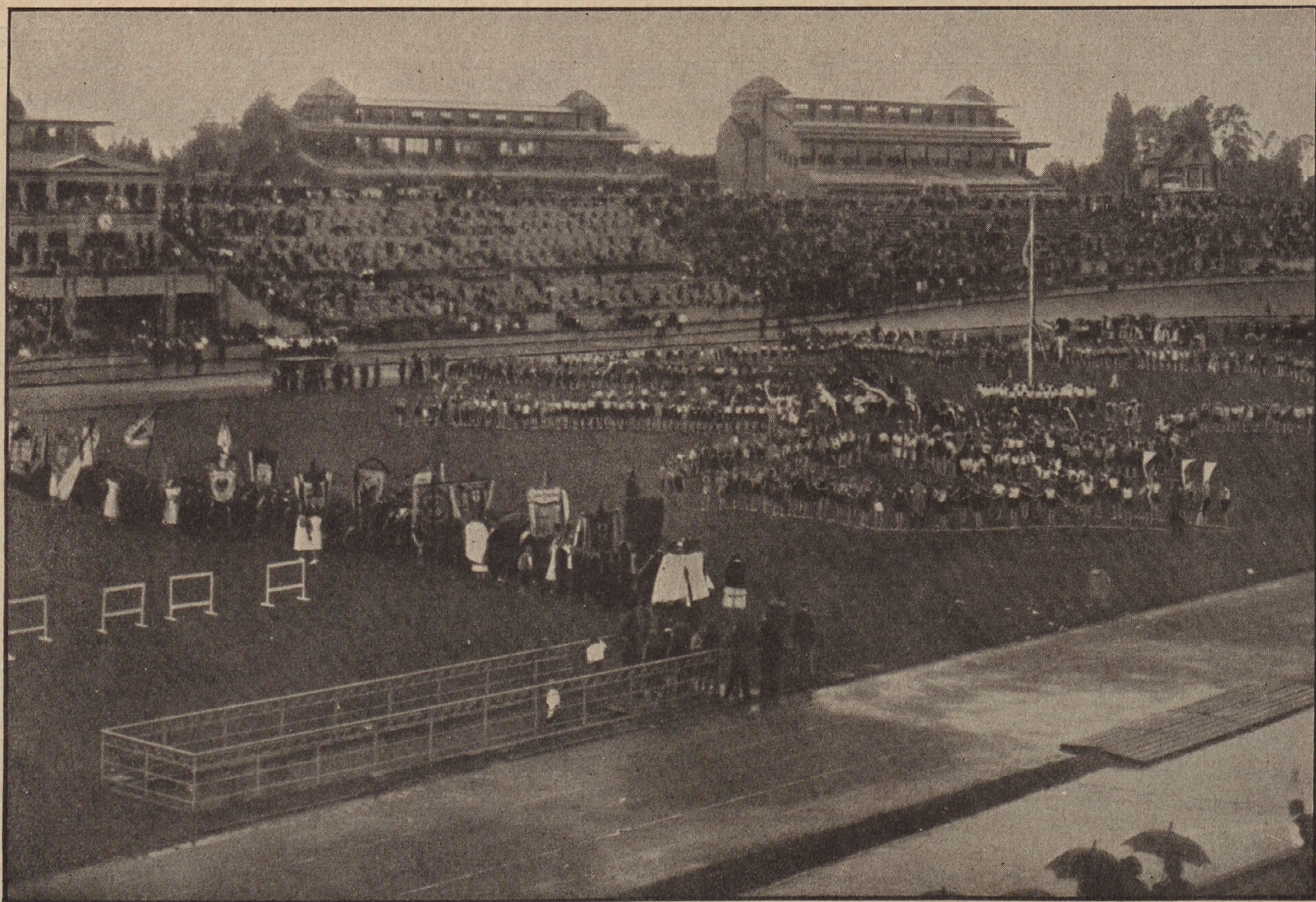
Bei Beginn der zweiten Sitzung des Reichstages verlangte Reichskanzler von Papen vor der Abstimmung über die Mißtrauensanträge gegen die Regierung das Wort, das ihm vom Reichstagspräsidenten Göring (N.S.D.A.P.) entgegen Artikel 33 der Reichsverfassung nicht erteilt wurde. Der Reichskanzler überreichte hierauf das Auflösungsdekret. Unser Bild zeigt den historischen Augenblick: v. Papen an der Regierungsbank (stehend) verlangt das Wort, Göring (rechts) am Präsidentenstuhl sieht ostentativ nach links. Unter dem Präsidenten (sitzend) Staatssekretär Plank, neben dem Reichskanzler (v.r.n.l.) Außenminister v. Neurath, Innenminister v. Gayl, Wirtschaftsminister Prof. Warmbold und Wehrminister v. Schleicher. Aufn. Schierl

Die Saarkundgebung am Deutschen Eck in Koblenz

bewies von neuem die Zusammengehörigkeit des Saargebietes zum Deutschen Reich. Tausende deutscher Volksgenossen waren nach Koblenz geeilt, um das Treugelöbnis zum Reich zu erneuern

Aufn. Maurer, Koblenz





Das Fest der Deutschen Schule,

das der Verein für das Deutschtum im Auslande zum ersten Mal in der Reichshauptstadt abhielt, fand trotz schlechten Wetters rege Beteiligung bei Eltern, Lehrern und Schülern. Unser Bild zeigt die Kinder bei der Darstellung der deutschen Landesgrenzen

Aufn. Scherf



Aufn. Harlig

Ausstellung des Deutschen Schäferhundverbandes

Oben:

Beim Wettbewerb „Kind und Hund“ erhielt der kleine Junge mit seinem rassigen Spielgefährten den 1. Preis

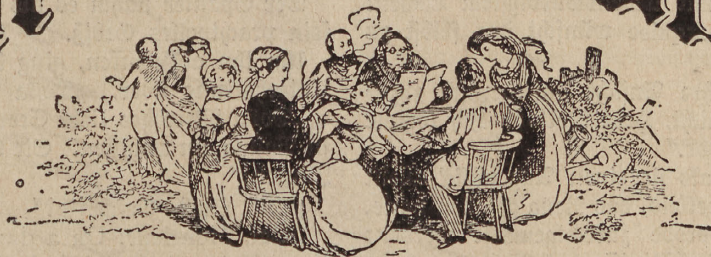
Rechts:

Die Zuschauer verfolgen mit Interesse die mannigfaltigen Dressurvorfürungen

Aufn. Scherf



Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“



Illustriertes Familienblatt



Begründet im Jahre 1853
von Ernst Reil in Leipzig

Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

2. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Am andern Morgen an der Grenze machten die Herren-
sachen in den Heinold'schen Koffern Schwierigkeiten. Mon-
sieur sei nicht im Zuge, Monsieur le mari? Ein Blick in
den Paß, ein erstauntes „Mademoiselle“ — lange Er-
klärungen: Der Besitzer der Koffer reise im Flugzeug, habe
sie nur beauftragt.

Madame Plotero hörte halb lächelnd zu, bis eine Notiz
auf dem Gepäckschein alle Zweifel endlich löste.

Rena atmete auf; daran hatte sie nicht gedacht. Nun,
es war ja vorbei, und was diese Person — sie ärgerte sich
jezt über jeden Blick, mit dem Concha Plotero sie streifte —
dachte, das konnte ihr einerlei sein. Kopf in den Nacken!
Die Haarsträhne zurückgeschleudert!

Sie aß ein sehr gutes Dejeuner nach französischer Art,
ließ sich einen weißen Burgunder empfehlen, der aus-
gezeichnet war. Er machte ein wenig müde, aber sie hatte
ja noch Zeit zum Schlafen. Auch eine neue Angewohnheit;
am Nachmittag schlief sie sonst nie. Aber der Tag heute
war eine Ausnahme: Warum sollte man nicht auch einmal
als große Dame reisen?

Ob diese Concha Plotero wohl Heinold's Typ gewesen
wäre? Ob es wohl überhaupt einen Frauentyp gab, der
ihn fesselte? Oder ob er immer so unberührt freundlich
blieb wie ihr gegenüber? „Väterlich“, hätte man sagen
können, wenn das nicht zu lächerlich geklungen hätte.

Sie saß wieder in ihrem Abteil; sie rauchte Zigaretten,
mehr, als sie es sonst tat. Und dann lief man in Paris ein.

Das Abteil der Tänzerin war ein Blumengarten. Concha
beachtete ihn kaum; sie wurde erregt, je näher man der
Stadt kam.

Germaine lehnte sich weit aus dem Fenster, suchte, schien
endlich gefunden zu haben. „Dort, Madame!“

Natürlich wieder ein Herr, natürlich wieder Rosen. Ein
hübscher Mensch mit einem leichtsinnigen Gesicht, vielleicht
nicht Typ des Parisers.

Ehe der Zug noch hielt, überfiel ihn die Plotero mit einem

Wasserfall von spanischen Worten, ließ sich beide Hände
küssen, lachte, lachte. „Ich habe gewußt, daß Sie mich hier
empfangen würden, Joaquín!“

Sogar Chérie wedelte gnädig, ließ den Zucker, den der
Herr ihm zwischen die Zähne schob, aber indigniert wieder
fallen.

„Er hat keinen Appetit; er ist unpäßlich von der Reise.“

Die Versicherung der Jose wurde überhört; man war
zu sehr mit sich beschäftigt. Nur Rena bekam einen Seiten-
blick. Die Plotero flüsterte dem Herrn etwas zu: „Wahr-
scheinlich ist die Dame — Geschichten mit dem Gepäck ...“
So etwas fand man hier anscheinend interessant. Dann
war auch das überstanden.

Rena sah kaum etwas von der Stadt, während sie im
Taxi fuhr; nur besondere Dinge: die Oper, die Cafés, die
jezt, am frühen Nachmittag, schon besetzt waren; die Brücke
über die Seine. Gott sei Dank: Das Zimmer im Hotel war
bestellt! Ausgehen mochte sie nicht; nein, sie wollte warten.

So stand sie am Fenster, starrte auf das Eisengerüst des
Eiffelturms, auf die langweilige Nebenstraße, an der ihr
Zimmer gelegen war. Fühlte sich verlassen und kreuz-
unglücklich — und war heilfroh, als kaum eine Stunde
später das Telephon klingelte.

Heinold fragte an, ob er sie in ihrem Zimmer auffuchen
dürfe; er sei soeben angelangt.

Gott sei Dank!

Es folgte nun der Besuch bei Madame Viviane, die schon
unterrichtet war. Madame la Marquise hatte bereits ge-
schrieben, daß für eine junge Dame zwei Frühjahrskleider,
ein Trotteurkostüm und zwei Abendkleider für kleine Ge-
legenheiten in Frage kämen.

Das Trotteurkostüm wollte Rena streichen, aber die
Pariserin ging lächelnd darüber hinweg. „Wir werden
probieren, Madame!“ Und, mit einem Seitenblick auf
Heinold: „Der Herr Gemahl hat besondere Wünsche in der
Farbe?“

Heinold entwirrte den Knoten selbst. „Ich bin nur der Bevollmächtigte der Marquesa. Fräulein Adriani“ — er betonte das „Fräulein“ — „soll selbst wählen!“

So verschwand man in einem kleinen Salon mit großen Spiegeln. RENA wurde verlegen. Sie hatte bisher nach anderen Grundsätzen eingekauft: Hausschneiderei oder fertige Serienware. Hier war niemals von Preisen die Rede; jede Frage danach wurde mit liebenswürdigstem Lächeln abgeleitet: „Madame la Marquise wünscht das selbst zu regeln.“

Sie versuchte, Heinold ihre Ansicht auf deutsch zuzuflüstern. „Das geht doch nicht, Herr Doktor! Ich komme mir wie eine Hochstaplerin vor.“

„Lassen Sie nur!“ Und, als sie einen Augenblick allein waren, denn ein einfaches Teekleid, das RENA gefallen hatte, sollte zur persönlichen Anprobe zurechtgemacht werden: „Doña Carlota kennt die Verhältnisse auf Palma und in Spanien überhaupt seit einem Menschenalter. Sie werden dort weniger nach dem eingeschätzt, was Sie sind, als danach, wie Sie aussehen. Doña Carlota wünscht, daß Sie entsprechend ausgerüstet sind.“

Wieder auf der Straße, lächelte Heinold ein verlegenes Lächeln. „Sie müssen mich schon entschuldigen, Fräulein Adriani! Ich bin in solchen Dingen reichlich ungewandt. Und nun?“ fuhr er fort. „Ich denke, wir benehmen uns jetzt ganz pariserisch und setzen uns in ein Café in der Nähe der Oper. Man sitzt da hübsch warm hinter Glas und sieht doch das ganze Leben. Wenn es Ihnen recht ist? Das tue ich nämlich immer, wenn ich hier bin.“

Natürlich war es RENA recht, und bald saßen sie an einem der kleinen Tische, die so eng aneinanderstanden, daß man kaum ein Wort sprechen konnte, das der Nachbar nicht mithörte. Hatten ein Café-Crème vor sich und sahen dem Bummel zu.

RENA, die interessiert alles beobachtete, fuhr plötzlich zusammen. Ein bekanntes Gesicht — der Herr, der eben eingetreten war und sich nach einem freien Stuhl umsah. Sie überlegte, konnte sich aber nicht erinnern.

Heinold merkte ihre Bemühungen. „Haben Sie etwas?“ „Nichts“, wich sie aus. „Nur einen Menschen, den ich nicht unterbringen kann.“

Er folgte ihrem Blick und lachte. „Das muß eine Verwechslung sein, wenn Sie den Spanier dort drüben meinen sollten. Er hat uns übrigens schon gesehen und kommt hierher. Ein Mallorquiner.“

Jetzt erinnerte sich RENA: Das war der Herr, der die Tänzerin heute nachmittag am Bahnhof abgeholt hatte! „Joaquin“ hatte die ihn genannt, und die Jose hatte von einem „Conde“ gesprochen. Sie dachte an den Blick, mit dem er sie gemustert hatte, und wurde verlegen.

Endlich hatte der Spanier sich durchgewunden. „Das ist eine Überraschung, Don Jürgen!“ Er sprach den für seine Zunge besonders schwierigen deutschen Namen mit großer Mühe aus. „Man ist es ja gewöhnt, gerade hier Bekannte zu treffen; nur an Sie hatte ich nicht gedacht.“ Und, mit einem Blick auf RENA: „Würden Sie mich, bitte, bekannt machen?“

Heinold war aufgestanden. „Erlauben Sie, Fräulein Adriani: Der Conde de Villalonga, ein weitläufiger Nachbar Doña Carlotas! Er hat eine der schönsten Besitzungen auf Mallorca, wenn nicht die schönste.“

Der Spanier verbeugte sich: „Ich versuche, mit Doña Carlota zu wetten. Ist die Señorita eine Verwandte der Generalin?“

Heinold zögerte einen Augenblick. Dann, nebenbei: „So um viele Ecken. Doña RENA“ — er bediente sich der spanischen Art, von bekannten Damen zu reden — „wird die nächsten Monate auf Mar y Sol zubringen.“

Don Joaquin war die Zuverlässigkeit selbst. „Ich hatte schon das Vergnügen, Sie heute am Bahnhof zu sehen, Doña RENA . . . Sie gestatten die Anrede? Meine Familie ist mit Doña Carlota eng befreundet. Und . . .“ Nun ging er ins Französische über: „Les amis de mes amis sont mes amis! N'est-ce pas?“

„Windhund!“ knurrte Heinold deutsch.

Der Spanier nahm es als eine Anerkennung und zeigte sein prachtvolles Gebiß.

Um ihn abzulenken, ging der Doktor auf eine neutrale Unterhaltung über. „Doña Mercedes hat Sie begleitet?“

„Doña Mercedes liebt Seereisen nicht und fühlt sich jetzt in Palma am wohlsten. Sie kennen ja unsere Damen, Don Jürgen!“

„Und Sie? Geschäfte?“

„Oui, Monsieur: On a des affaires à Paris — des petites affaires.“ Er zwinkerte RENA zu. „Sie haben die scharmante Lotero wohl auf der Reise kennengelernt?“

„Nein.“

„Oh?“ Großes Bedauern. „Man muß das nachholen! Concha Lotero ist eine sehr liebe Freundin von mir, und es ist der besondere Zweck meiner Reise, sie zu einem Gastspiel in Barcelona zu überreden.“

RENA bemühte sich, ernst zu bleiben. „Sind Ihre Bemühungen wenigstens von Erfolg gekrönt gewesen, Conde Villalonga?“

„Bitte, nennen Sie mich ‚Don Joaquin‘, wie das alle meine Freunde tun! Don Jürgen wird es Ihnen bestätigen.“

Sie umging die Anrede. „Wird Madame Lotero tanzen?“

„Sie ist noch unschlüssig. Gerade jetzt hat sie eine Verständigungsprobe mit dem Kapellmeister in den Folies-Bergères; eine Stunde — es kann auch länger dauern. Sie soll übermorgen dort auftreten. Wo wohnen Sie, Don Jürgen? Darf ich für Sie und Doña RENA die Karten in Ihr Hotel schicken?“

RENA merkte, daß der Spanier sich um sie bemühte. Sie war Frau genug, um sich darüber zu freuen, und doch in dieser neuen Welt noch so unsicher, daß sie bei allzu freundschaftlichen Vorschlägen Villalongas verstohlene Seitenblicke auf Heinold warf.

Aber der merkte nichts. Nur, als von den Karten die Rede war, schüttelte er den Kopf. „Geht nicht, Don Joaquin! Übermorgen — da sind wir schon unterwegs.“

„Sie sind ein Barbar, Señor Heinold!“

„Meinetwegen! Wir werden die Lotero schon noch einmal sehen.“

Der Spanier wurde eifrig. „Ich hoffe, sie zu einem Besuch von Palma zu überreden. Eine ganz große Sache!“ Er warf einen Blick auf die Uhr. „Ich habe mich verspätet . . . Meine Empfehlung, Doña RENA! Wir sehen uns in Palma. Meine Grüße an Doña Carlota!“ Damit war er fort.

RENA fragte auf deutsch, damit es die andern nicht verstehen sollten: „Warum haben Sie mich als eine Verwandte der Generalin ausgegeben, Herr Doktor?“

„Aus demselben Grunde, aus dem wir bei der Viviane waren. Man kann es den Spaniern nicht anders klar machen.“ Und, auf Villalonga eingehend: „Don Joaquin ist der Stein des Anstoßes der ganzen Insel. Alter Adel; wie alle guten Familien seit der Zeit Jaimés des Eroberers auf Mallorca ansässig. Besitzer des wirklich schönsten Landhauses und eines prachtvollen Palastes in Palma; Gatte einer Schönheit, die nur leider zu mallorquinisch eingestellt ist.“

„Was verstehen Sie darunter?“ wollte RENA wissen.

„Lassen Sie es mich an einem Beispiel erläutern! Vor vierhundert Jahren sind spanische Juden auf den Balearen

eingewandert, haben den katholischen Glauben angenommen und sich ziemlich assimiliert. Für die Gesellschaft sind sie jetzt noch verfehlt: Kein Mallorquiner wird eine 'Chueta', und wenn sie noch so schön und noch so reich ist, heiraten. Die Insel ist in allem weit zurück. Das macht sie den einen lieb und den andern unmöglich."

"Und zu welchem Teil gehören Sie und Doña Carlota?"

"Wir sind Fremde; wir genießen Sonderrechte. Doña Carlota ganz besonders. Ich liebe die Ruhe." Er sah den musternenden Blick und lachte. "Sie tagieren mein Alter? Ich bin sechsunddreißig, aber ich war mein Leben lang ein Bücherwurm."

Rena dachte an eine Unterhaltung, die sie einmal mit Gandecker geführt hatte. Gandecker war sportlich ganz besonders gewandt, fabelhafter Schiläufer und -springer, Inhaber mehrerer Rekorde. "Menschen von Mitte Dreißig an, mit Bart und dickem Bauch, sind nicht mehr beweglich." Nein: Eigentlich beweglich war Heinold wohl auch nicht. Ob er wohl je die Kerze gemacht hatte? Und was er wohl zu so einer Frage sagen würde?

Am Abend im Hotelzimmer zog sie sich völlig aus und begann ihre gymnastischen Übungen, wie sie das gewöhnt war. Zuerst einmal die Kerze; sie freute sich an der steil aufsteigenden Linie. Dann den Kopf hinten hinunter und mit den Fingerspitzen bis an den Boden! Auch gut . . . Herumschleudern des ganzen Oberkörpers — dafür reichte das Hotelzimmer kaum. Ob wohl jemals eine Frau wie sie hier gestanden haben mochte?

Nun trat sie vor den Spiegel, musterte sich kritisch. "Die heutige Frau ist zu schmal im Becken geworden", hatte neulich ein Mediziner doziert. Stimmt nicht! Die Hüftlinie war noch immer brauchbar. Die Schenkel waren eben länger, die Schultern breiter. Man hatte nicht Fleisch, man hatte Muskeln. Und man mußte sie zu gebrauchen.

Ob die Vlotero wohl auch einen so durchtrainierten Körper hatte, wie ihn heute jedes sportlich durchgeübte Mädel besaß? Es gab da ja so schwierige Übungen . . . Spakat — hoppla! Das konnte man noch. Spizentanz? Nein; war auch nicht notwendig. Aber springen! Sie machte einen langen Sprung und warf die Arme in die Höhe. Wenn auch der Boden zitterte und die biedereren Unterwohner vielleicht schon erschrockene Augen machten. Man war jung, und man hatte Freude an sich selbst. Basta!

* * *

Am zweiten Tag in Paris hatte Heinold Rena ein Buch gebracht: "Un hiver à Majorque" von der George Sand, die Schilderung ihres gemeinsamen Aufenthaltes mit Chopin.

Daran schloß sich ein Disput über den Einfluß des "zweiten Menschen", wie Heinold das nannte, im Leben des schöpferischen Menschen. "Dieser 'zweite Mensch' ist wohl immer anderen Geschlechts, und erst aus dem Zusammenklang des männlichen und weiblichen entwickelt sich das ganz Große."

Sie hatten darüber gesprochen, wie weit einer den andern stützen könne. Rena hatte überlegt. Stützte nun eigentlich Irmenchen ihren Hartogg? Stützte Fips Gandecker? Erreichte der mehr im Leben, wenn sie da war? Und —: Würde Leo ein besserer Arzt werden, wenn sie seine Frau würde? Rena konnte es sich nicht vorstellen, daß sie jemals einen "zweiten Menschen" in dem Sinne brauche . . . Aber andere brauchten sie: Die Generalin mußte junge Menschen in ihrer Umgebung haben, um selbst jung zu bleiben. Und Heinold sprach mehr, als ihr lieb war, von seinem Einsiedlertum.

Die Passagiere standen übernächtlich hinter den Glasscheiben des Promenadendecks; dem einen und dem andern sah man die nicht ganz ruhige Nacht an. Rena hatte kaum

etwas davon gespürt. Als der "Infant Don Jaime" ein paarmal besonders heftig überholte und als ihr kleiner Koffer sich selbstständig machte, war sie aufgestanden und hatte Ordnung in das sich entwickelnde Chaos gebracht. Dann hatte sie weitergeschlafen.

Eigentlich war sie recht froh gewesen, als Heinold sie gebeten hatte, schon am nächsten Tage von Paris abzufahren. Die neue Welt zeigte sich von einer recht merkwürdigen Seite. Fröhlich am Morgen hatte der Zimmerkellner ihr einen Korb voll Maiglöckchen ans Bett gebracht. Die Karte stak drinnen: "Der jüngsten zukünftigen Landsmännin mit ergebensten Handluf!" Und auf der andern Seite gedruckt der ganze Name: "Joaquin Navarro, Conde de Villalonga." Nett, aber ein bißchen frech! Das war der erste Blumenkorb, den Rena in ihrem Leben erhielt. Als sie mit Heinold darüber sprach, beruhigte er sie: "Eine Höflichkeit für die Verwandte Doña Carlotas! Sie brauchen sich keine Skrupel zu machen." — "Ich habe dem Conde wirklich keinen Anlaß gegeben", versicherte sie.

Sie hatte den Spanier dann erst am Zuge wiedergesehen. Der stand schon abfahrbereit in der Station d'Orsay, als der Conde die Treppe herunterstürmte. Natürlich wieder mit Blumen. "Ich erfuhr soeben in Ihrem Hotel, daß Sie doch Ernst machen. Ich hatte Ihnen Karten für den Abend der Vlotero zugehen lassen." — Rena war lachend darüber hinweggegangen. "Madame Vlotero wird uns kaum vermissen!" — "Wir haben von Ihnen gesprochen. Concha hätte Sie so gern kennengelernt. Sie kennt Menschen Ihrer Art nicht, und sie ist so begierig . . ." Der Zug war angefahren. "In der nächsten Woche tanzt sie in Barcelona. Barcelona ist nicht weit. Vielleicht —?" Das Weitere war im Lärm des Abfahrens untergegangen.

Während das Schiff langsam unter dem Kastell von Belver in den Hafen von Palma hineinglitt, hörte sie Schritte hinter sich.

"Palma empfängt Sie mit seinem freundlichsten Gesicht, Fräulein Adriani. Nehmen Sie es als gutes Vorzeichen für Ihre Zeit bei uns!"

Sie sah ihm in die Augen. "Wenn ich ganz offen sein soll, Herr Doktor: Ein bißchen schlägt mir das Herz schon . . ."

"Angst?" fragte er.

"Nein: Erwartung. Ich bin es nicht gewöhnt, ohne einen Pflichtenkreis zu sein. Ich will wissen, daß ich zu etwas nützlich bin."

Er lächelte. "Ich habe genug Arbeit für Sie. Ich erwarte eine ganze Bücherkiste, die in die Bibliothek eingeordnet werden muß. Und dann will ich Sie doch auch in meine Materie einführen."

"Ich habe in dem Buch der Sand gelesen", sagte sie. "Der Winter auf Mallorca ist nicht erfreulich für die beiden gewesen."

"Nein."

Sie glaubte, einen Unterton herauszuhören. "Warum sagen Sie das so?"

"Chopin gehörte zu den Menschen, die in jede Arbeit ein Stück des eigenen Ichs legen. Solche Menschen sind innerlich wohl nie eigentlich glücklich."

Ihre Jugend wehrte sich. "Ist das nicht eine Schwäche?"

"Ich bin auch nie so richtig ausgelassen lustig gewesen", sagte er leise.

Sie fühlte, daß er eigentlich mehr von sich sprach als von seiner Arbeit; daß alles, was er bei seinem Studium suchte, eine Begründung seines eigenen Wesens war. Das machte sie ungeduldig.

Er erriet ihre Gedanken. "Man sollte an solch einem schönen Morgen lieber von anderen Dingen reden, Fräulein Adriani!"

Was wohl dieser dreiste Mensch, dieser Villalonga, gesagt hätte, wenn er jetzt neben ihr stünde? Man mußte sich immer über die Selbstverständlichkeit, mit der er einen behandelte, ärgern, und man kam in Gedanken doch nicht frei von ihm. Eigentlich nicht einmal, weil er gut aussah; das taten andere auch.

„Gedanken?“ fragte Heinold leise.

Rena fühlte sich wie ein ertapptes Schulmädchen und suchte nach einer Ausflucht. „Ich habe mich nach allen Prospekten, die ich über Mallorca finden konnte, gründlich vorbereitet“, sagte sie und wurde ein wenig rot, denn so richtig lügen hatte sie nie gekonnt. „Ich las da auch von alten Warttürmen — Atalayas nennen sie sie hier wohl? Dort stehen ein paar!“

Er nickte. „Gerade in diesem Teil des Mittelmeers hat die Seeräuberei in schönster Blüte gestanden, und die Insel ist oft genug überfallen worden.“

Büchermensch! fuhr es ihr durch den Sinn. Der freche Conde hätte sicher eine wunderschöne Räubergeschichte erzählt, die dann zuletzt in usum Delphini auf ihn selbst abgebogen worden wäre.

Sie hörte kaum auf das hin, was Heinold weiter sagte. Bis der Name Villalonga fiel. „Sehen Sie die beiden Türme dort hinter den Hügeln? Das ist Langlada, der Sommeritz der Villalonga.“ Und dann erzählte er eine lange Geschichte von einem König, der sich einmal auf einer Jagd verirrt hatte — in alten Sagen verirren sich Könige immer auf der Jagd, und dadurch entstehen dann Komplikationen — und der auf Langlada ein Unterkommen gefunden hatte.

„Dort lebt jetzt also die Gräfin?“ fragte Rena. Merkwürdig: Man konnte sich neben diesem Manne keine Frau vorstellen . . . Ob sie wohl wußte, daß er jetzt in Paris mit einer andern zusammen war?

Heinold lachte. „Langlada ist, wie die meisten mallorquinischen Landsitze, vorläufig noch nicht bewohnbar: Es hat keine Öfen, und die Nächte sind zu kalt. Mar y Sol macht mit seiner Zentralheizung eine rühmliche Ausnahme. Doña Mercedes wohnt vorläufig noch in der Stadt.“

Eine Frage lag ihr auf den Lippen: die Frage, ob Doña Mercedes alles von ihrem Mann wisse; wie sie es aufnehme; wie die Frauen hier überhaupt seien. Aber sie stellte sie nicht; Heinold würde sie kaum richtig beantworten können.

Inzwischen waren die Taue des Schiffes an Land gebracht worden, und der „Infant Don Jaime“ näherte sich schwerfällig dem Kai. Unten gestikulierten ein Mann lebhaft mit den Armen.

Auch Heinold schwenkte seinen Hut. „Das ist Jaime, Doña Carlotas alter Diener! Sie werden ihn auch noch schätzen lernen, Fräulein Aldriani. Und dort hinten hält Pepe schon mit dem Wagen! Wir müssen uns nun fertigmachen — wir sind da!“

* * *

Julia, die alte Pächterin, die ihre Pacht aber längst an den Sohn abgetreten hatte, und als Faktotum auf Mar y Sol hauste, hatte profane Gedanken. Warum Doña Carlota nur gerade auf die Idee kam, Zweige, blühende Zweige dazu noch, an denen doch Mandeln wuchsen, die man verkaufen konnte, abreißen und in die Zimmer tragen zu lassen?

Oben auf der Terrasse hallte der Aufschlag eines Stodes, und Doña Carlota trat aus dem Hause. Das Alter hatte ihr Gesicht männlich und energisch gemacht; zwei tiefe Falten liefen von der Nase zu den Mundwinkeln, zwei andere vertieften die Augenhöhlen. Die Augen selber waren scharf, und von Kurzsichtigkeit war bei Doña Carlota nicht die Rede.

„Julia!“

Die Alte brummte.

„Meinst du, ich soll noch bis zu dir heruntersteigen? Der Weg ist für jüngere Füße gemacht, als meine sind!“

Julia wußte, daß man die Generalin nicht warten lassen durfte. Also nahm sie ihre Zweige unter den Arm und kletterte nach oben. Dann war sie ein wenig atemlos. „Ich bin auch fünfundsiebzig!“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Also bist du jung genug! Wo ist Benito?“

„Er sitzt auf dem alten Atalaya, von dem aus man die Straße von Baldemosa übersehen kann. Er wird winken, wenn der Wagen kommt.“

„Gibt wohl nichts Besseres auf La Granja zu tun, als auf den Señor zu warten?“ knurrte Doña Carlota. Aber dann wurde sie freundlicher. „Warum winkt er nicht, der Taugenichts?“

Die Alte, die genau wußte, daß ihre Herrin ebenso ungeduldig war wie das ganze Haus, lachte verschmigt. „Er kann den Wagen noch nicht sehen, denke ich.“

„Also ist der Pepe wieder schneckenlangsam gefahren? Das Schiff muß längst dasein. Hast du's gesehen?“

„Nein.“

Doña Carlota redete mehr zu sich selbst als zu der Alten: „Es hat Wind gegeben heute nacht. Hoffentlich hat's die Kleine nicht zu sehr mitgenommen? Ist das nicht gewohnt . . . Was stehst du noch hier herum, Julia? Bring das Zeug in das Zimmer des Fräuleins?! Und stell es ins Wasser!“

Die Alte rührte sich nicht. „Doña Carlota denkt nur an das Fräulein . . .“

„Und du denkst nur an den Doktor . . . Du wirst manns toll auf deine alten Tage, Julia!“

Die nahm das als eine Schmeichelei. „Die Excelesia wartet ja auch all die Zeit auf den Señor. Es ist einsam auf Mar y Sol, wenn nur Frauen da sind. Wenn die Excelesia es gestattet, möchte ich jetzt wohl in die Küche gehen. Die Sofia ist noch ein junges Ding und weiß mit den Calamares nicht Bescheid.“

„Tintenfisch?“ Doña Carlota war nicht ganz einverstanden. „Du darfst dem Fräulein nicht zuviel zumuten!“

„Don Jürgen liebt die Calamares ganz besonders!“ beharrte Julia. „Pepe war eigens deswegen in Soller; der Händler dort hat die besten.“

Doña Carlota gab nach. „Also gut! Schließlich — sie wird sich daran gewöhnen müssen.“ Und, mehr für sich: „Ich hab' mich auch an all das spanische Zeug gewöhnen müssen und an noch ganz andere Dinge; man merkt es später nicht einmal mehr.“ Sie nahm der Alten die Zweige aus dem Arm. „Also: Geh zu deinen Tintenfischen und Muscheln!“

„Und Alcachofas, Doña Carlota!“

„Meinetwegen auch Artischocken! Mit denen wird sich die Kleine eher abfinden.“

Sie ging mit schweren Schritten ins Haus zurück und die Treppe hinauf. Zuerst stieß sie die Tür zu dem Zimmer auf, in dem der General zu seinen Lebzeiten gewohnt hatte. Dort und in dem anschließenden Raum hauste jetzt der Doktor Heinold, den sie, obgleich sie nicht verwandt waren, ihren Neffen nannte. Die Möbel ihres Gatten standen immer noch hier und waren nur ergänzt. Ein Flügel war jetzt da, mit dem General Comasema nichts hätte anfangen können, und eine wissenschaftliche Bücherei; die militärischen Werke des Generals, der in seinen letzten Jahren über Ruba geschrieben hatte, lagen verpackt drinnen in Palma. Julia hatte Blumen auf den Tisch gestellt. Nett von der Alten!

Das Zimmer im andern Flügel hatte Carlota für Rena bestimmt und es mit hellen Möbeln und duftigen Gardinen

ausgestattet. Es war wirklich ganz hübsch geworden, stellte die Generalin nun fest, als sie mitten in dem Raum stand und die Zweige in den Kübel stellte. Dann trat sie ans Fenster. Selbst wenn man jahrelang diesen Blick kannte, wurde man immer wieder gefesselt. Das Meer und die Bucht bis nach Miramar, wo die Yacht des österreichischen Erzherzogs immer gelegen hatte, der jahrelang ihr Nachbar gewesen war, konnte man sehen; und die Felsede, die das Schiff ehemals geschützt hatte, schloß den Blick wie eine Theaterkulisse ab. Ein blühender Garten davor: Palmen und tropische Pflanzen.

„Wenn du der Mensch bist, den ich in dir erwarte, dann findest du hier dein Heim!“ sagte die Generalin leise. Stieß dann hart mit dem Stock auf, denn sie ertappte sich selbst nicht gern bei Sentimentalitäten, und ging in den Hof zurück.

Unten stürzte ihr atemlos Sofia entgegen und wedelte erregt mit ihren drallen roten Armen. „Excelencia, die Madona schickt mich! Der Padre Benito — —“

„Was ist denn mit ihm?“

„Er steht oben auf dem Atalaya und winkt mit seinem Tuch! Immerzu winkt er!“

„Na also!“ Carlota Gallas legte sich vor dem Spiegel noch einmal den Spitzeneinsatz zurecht, lachte ironisch über sich selbst und ging zur Tür. Gerade, als Sofia die vor ihr aufriß, fuhr draußen der Wagen vor; der Gummi schurte leicht auf dem Kies.

Jürgen Heinold sprang heraus und eilte auf sie zu. „Da bin ich wieder, Tante Carlota!“ Er wandte sich um. „Und da — —“

Rena stand und wartete. Die Blicke der Alten und der Jungen musterten einander. „Das bist du also?“ sagten die Blicke zueinander.

Sie sieht streng aus, aber gut, dachte Rena; so, wie die Frau aussehen muß, die solche Briefe schreibt, die alles so energisch in die Hand nimmt. Aber einsam. Ob ich wohl der Mensch bin, den sie sich gedacht hat?

(Fortsetzung folgt)

Romantik für gute Dollars

Von Hans Michaelis * Mit Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers

„Am Horizont versinkt die rotglühende Sonne und wirft ein paar orange leuchtende Strahlen auf die Silberwölkchen. Darunter liegt spiegelglatt das perlmutterfarbene Meer, die schlanken schwarzen Kokospalmen schwanke leise im Abendwind, und sehnsuchtsvolle Klänge einer Gitarre schallen aus einem Bungalow am Strand von Waikiki.“

So und nicht anders sieht der Idealist Hawai, und das ist der Grund für die Sehnsucht aller nach dieser Märcheninsel im Stillen Ozean. Und darum singen die Schlagerdichter immer und immer wieder dasselbe Lied. Denn sie müssen ja die Sehnsucht aller singen, und so werden die Zauberworte „Honolulu“, „Waikiki“ und „Aloha“ nie ihre Wirkung verfehlen.

Die Gruppe der Sandwich-Inseln, einst vom englischen Kapitän Cook entdeckt, neuerdings von den Heerscharen des Reisekapitäns Thomas Cook wiederentdeckt, besitzt drei große Industrien: Zucker, Ananas und Romantik.

Bei der Ankunft in Honolulu sieht man zuerst Zucker- und Büchsenananas-Fabriken, und man glaubt, in einer amerikanischen Industriestadt zu landen. Stolzige Bankgebäude in den Hauptstraßen, Verkehrspolizei, Asphalt und Straßenbahn — so also sieht das Paradies der Südsee aus?

Aber dann kommt die „Romantik“ faust dick. Man bekommt sie morgens aufs Butterbrot geschmiert, und sie läßt einen nicht mehr los. Denn das Hawaiian Tourist Bureau sorgt dafür, daß die kaltmüthigsten Kurgäste aus Chicago, Denver und Umgebung hier ihren Bedarf an Sentimentalität decken können. Davon lebt das Geschäft. Tausende von Prospekten Hawaiis ergießen sich jährlich über die Welt und preisen die perlmutterfarbene See, die braunen Wellenreiter und die mit Grasröcken bekleideten

Gula-Tänzerinnen. „Aloha“ ruft es über Länder und Meere, auf daß die Gäste kommen und ihre Scheibchen mitbringen. „Aloha“ ist der Kriegsschrei der hawaiischen Fremdenindustrie. Man hört dies Wort überall in Honolulu. Man liest es am Hafenturm, am Blumengeschäft, auf Postkarten, an Schuhreparaturläden.

Aloha ist leicht zu übersetzen. Es bedeutet „Guten Tag“, „Auf Wiedersehen“, „Sehr geehrter Herr“, „Ich liebe Dich“, „Mit vorzüglicher Hochachtung“ und „Profit“. Man sieht, ein mehr als zweideutiges Wort. Jeder Brief beginnt und endet mit Aloha. Desgleichen jeder Besuch. Aloha morgens, mittags und abends. Aloha zum Frühstück, zur Arbeit und zum Whisky. Aloha steht auf der Vorderseite aller in Hawai er-



Alle Völker der Erde findet der Fremde in den Straßen von Honolulu, nur keinen echten Hawaier

hältlichen Andenken. (Auf der Rückseite steht „Made in Germany“.)

Das zweitwichtigste Wort ist „Lei“. So heißt jener Blumenkranz, mit dem die Hula-Tänzerinnen bekleidet waren, bevor die Geschäftsreisenden nach Hawai kamen und den amerikanischen Konfektionshäufern ein neues Absatzgebiet schufen. Seitdem hat Hawai viel von seinem ursprünglichen Charakter verloren. Die Lei ist geblieben. Aber nicht nur als Schmuck für Hula-Tänzerinnen. Sie ist das Symbol hawaiischer Gastfreundschaft geworden. Schon auf dem Dampfer bei der Ankunft hängt man dem Fremden eine Lei um den Hals. Anfangs über diesen seltsamen, aber hübschen Brauch erstaunt, gewöhnt sich der Gast sehr bald

darán, bei allen Feierlichkeiten, zu Tee und Tanz, eine Lei zu tragen.

Die Lei gehört zum Straßenbild Honolulu. Der Arbeiter trägt sie als Hutband, die Stenotypistin kauft eine Lei auf dem Weg zum Büro, die Autofenster sind mit Girlanden geschmückt. Überall leuchten rosa, gelbe und weiße Farbflecke aus Straßenbahnen und Autobus.



Die ewig lächelnde „Blume von Hawai“, wie sie die Touristen zu sehen bekommen. In Wahrheit ist sie in Chicago geboren und mit einem Hotelangestellten in Honolulu verheiratet



So sieht in Wirklichkeit die „Tochter der Südsee“ aus, die dank ihrer runden Fülle und ihres sturen Blickes manche Illusionen zerstören wird



„Schreibense, Frollein: Mit Rücksicht auf die momentan bestehende schlechte Geschäftslage“



Im letzten Jahre wurden in Honolulu 660 000 Leis verkauft. Das bedeutet einen Umsatz von \$165 000.— für eine uralte romantische Südseesitte.

An den Straßenecken sitzen wohlgenährte Lei-Händlerinnen und ziehen Hunderte von Blüten auf einen Faden. Wenn das Blütingeschäft auch das ganze Jahr hindurch blüht und jeder Tag des Jahres in Hawai Lei-Tag ist, so ist der 1. Mai ein wahrer Lei-Feiertag. An diesem Tag hat jeder geradezu die Verpflichtung, eine Lei zu tragen, und er tut es gern. Ob

Wellenreiter von Waikiki, die ihre Dienste den Fremden anbieten
Aufn. Rom-Landau



Die Lei besteht aus 50 bis 100 Blüten und kostet durchschnittlich 25 Cents

Verkehrschupo, Hafenarbeiter, Generaldirektor, Scotchterrier, Postbeamter oder Urgroßmutter — am 1. Mai muß sich jeder, wer es auch sei, mit einer bunten Blumenkette schmücken.

Am Strand von Waikiki liegen die braunen Wellenreiter in der Sonne. Sie haben wenig zu tun, denn der Fremdenstrom ist auch hier nicht mehr so stark wie in früheren Jahren. Ihr Beruf ist Gitarre spielen, schwimmen, wellenreiten und singen. Bekleidet sind sie mit einer kurzen Badehose und einer weißen Blume. Auf den ersten Blick wirken sie wie die Erfüllung aller Reiseprospekte. Da liegen sie faul auf ihrer braunen, glatten Haut, spielen am Strande und lachen sorglos vor sich hin.

Aber die Ernüchterung kommt bald. Denn was spielen sie am Strande? Bridge und Kimmelsblättchen, und nach einigen Fragen verwandeln sich die Südseefnaben in amerikanische Ehemänner. Denn sie

sind ja, wie alle Hawaier, amerikanische Staatsbürger, sie sprechen die Sprache des Broadway, sind glücklich verheiratet und Mitglieder des Strandvereins „Hui Nalu“, des Klubs der



Ein Schiff verläßt Hawai: Jeder Reisende trägt eine Lei um den Hals und die Bordkapelle spielt das sentimentale Lied „Aloha Oe . . .“



Wellen. Manche von ihnen besitzen ein Auto, und einer ist Verkäufer im Schallplattenladen in der Bishopstreet und spielt den ganzen Tag „Grüß mir mein Hawai“ und „Wo ist meine Rose von Waikiki“.

Einer greift ein paar Akkorde auf der Gitarre und singt mit klagender Stimme einen „erotischen“ Schlager, ein Lied aus Deutschland, das die Reise um die

„Wie der Frühlingsgott siehst Du aus, James, so solltest Du immer gehen!“

Welt angetreten hat. Kein Wunder, dieses Naturkind ist im letzten Winter im größten Varieté New Yorks aufgetreten.

Im Andenkengeschäft neben dem Hotel Moana gibt es alles zu kaufen, was der hawaiianische Fremde begehrt: Leifetten, Grasröcke, die dann die Frau Gemahlin zu Hause zu einem Kostümball trägt, und Ukuleles, jene kleinen Musikinstrumente, in denen man die ganze ananasförmige Stimmung exportiert.

Und draußen tanzen die Hula-Girls. Sie sind reizend und grazios, aber sie haben nicht viel mit Hawai zu tun. Denn ihre Mütter sind Portugiesinnen, Indianerinnen oder Koreanerinnen und ihre Väter Chinesen, Filipinos oder Neger.

Die echte, zum polynesischen Kulturkreis gehörende Urbevölkerung Hawais ist nämlich im Aussterben begriffen. Noch 20 000 davon sind übriggeblieben, während die Zahl der auf den Inseln lebenden Japaner 140 000, d. h. ein Drittel der Gesamtbevölkerung, ist.

Aber die Sage vom Südseeparadies bleibt bestehen, und das Lied der Schlagerdichter wird weiterleben.

„Am Horizont versinkt die rotglühende Sonne und wirft ein paar orange leuchtende Strahlen auf die Silberwölkchen. Darunter liegt spiegelglatt das perlmutterfarbene Meer, die schlanken, schwarzen Kokospalmen schwanen leise im Abendwind, und sehnsuchtsvolle Klänge einer Gitarre schallen aus einem Bungalow am Strand von Waikiki.“

Bruchäppel

Erzählung von Wanda Jcus-Rothe

Holzjäger, die jeden Abend bei sinkender Sonne mit der blinzelnden Art über der Schulter aus dem Hochwald in unser kleines Hunsrückdorf heruntergetrappt kamen, sagten eines Tages, die Bruchäpfel wären zeitig, und schütteten uns aus dem leeren Dippchen (Eßnapf), das ihnen im weißen Schleifensack auf dem Rücken hing, ein paar der winzigen Äpfel in die Schürzen.

Wir stürmten heim. Lisbeth, unsere alte Wirtschafterin, die viel zankte und wenig lachte und aussah wie ein Holzäpfel, über den ein vorzeitiger Frost gekommen, grummelte, das hätte sie schon lange gewußt. Am Gediehn's in der Küche taten die Körbelcher schon eine gute Zeit hängen. Dabei wies sie mit dem vom vielen Kartoffelschälen ganz schwarzen und rissigen Zeigefinger auf den dicken Balken an der Decke, wo tatsächlich die hübsch geflochtenen Körbchen in bunter Reihe hingen. Sie brummelte auch noch etwas von „nit gern schaffen“ und daß man für den Winter wieder nichts im Hause hätte, nur weil wir zu faul wären.

Das waren wir nun-eigentlich nicht. Aber da war so vieles: die Nüsse unten im Berg, die schon braun und reif aus den Hüllen sprangen, die Brombeeren an „der Steinbach“ und so allerhand, was uns eigentlich näher war als die blassen Moosbeeren, die roh gar nicht schmeckten und, mit sehr viel Zucker eingekocht, uns auch nicht sonderlich gut vorkamen. Aber Lisbeth meinte, sie wären „zu schad“ für die Kinn' (Kinder) und eher ebbes für die Großen, die einen Geschmack hätten und wüßten, was gut wäre“.

Solche Reden von Lisbeth waren wir gewöhnt, die verschlugen uns nichts, außerdem wollten wir ja gern in die Bruchäpfel gehen. Wenn sie auch nicht so herzlich schmeckten, so machte doch das Einsammeln ein großes Plätscher, und ein klein wenig abenteuerlich kam es uns auch vor.

Es war weit von unserem kleinen Dorf bis zu den guten Plätzen. Bald zwei Stunden hatten wir zu gehen, bevor wir im Hochwaldmoor waren. Wir waren dann ganz dicht an den Häufen von Hüttengewäsen, deren Licht wir an nebelreichen Abenden vom Hause hinten am Horizont leuchten sahen.

Die Tante konnte mitgehen, meinte Lisbeth und sah uns listig an; aber wir sagten nichts dagegen und waren ganz einverstanden. Sonst nahmen wir die Tante, die in jedem Herbst aus Berlin zu uns auf den Hochwald kam, nicht so gern mit; sie plünderte manchmal unsere vollen Körbe und konnte auch nicht gut gegen die Berge an, aber zum Bruchäpfelpflücken durfte sie mit, denen konnte sie nicht gefährlich werden. Sie schmeckten auch für Große

roh gar nicht herzlich, und dafür war die Tante zu geier (schlichig, kissetig), weil sie aus Berlin käme, sagte Lisbeth giftig, dort gäbe es jeden Tag nur Torten und Pasteten, und dann könnten die feinen Leute das gar nicht mehr essen, was wir auf dem armen Hunsbuckel hätten.

Wir hörten uns das an, zogen den üblichen Prozentsatz, der für Lisbeths Aussprüche feststand, ab und ließen uns in keinem weiteren Diskurs mit ihr ein; es war besser so. Die Tante sagte in dieser Hinsicht auch allerhand, was man nicht so genau nehmen konnte; das sahen wir an Vaters verschmitztem Gesicht und wie er mit den Schlüsseln in der Tasche rasselte, wenn er sich über etwas, was sie sagte, halb ärgerte, halb belustigte. Die Lisbeth und die Tante, so verschieden sie auch beide waren, mußte man verschleißen, wie sie waren, aber morgen konnte die Tante mitmachen, sie brauchte ja nicht gerade die Schuhe mit den feinsten Sohlen und den höchsten Absätzen anzutun. Dafür wollte Lisbeth sorgen; denn diese eleganten Schuhe waren ihr an sich ein ständiger Ärger.

Für uns stellte sie die geschmierten Rindsledernen parat. Die Äpfelchen wuchsen, wie schon ihr Name besagte, im Bruch, auf moorigem Boden, aber es war ungefährlich; es konnte mal geschehen, daß man bis über die Schäfte einsank, aber da sprang man mit einem kleinen Zuhlschrei hurtig wieder heraus.

Zum Bruchäpfelsuchen brauchte man nicht in aller Frühe aufzustehen, die lagen auch noch nachmittags rundlich, rosig und faul auf dem weichen Moospolster und ließen sich von der lieben Sonne bescheinen; niemand holte sie vor Tau und Tag. Erstens waren sie nicht so begehrt wie Himbeeren oder Brombeeren, weil sie sehr viel Zucker kosteten, und der war so rar auf dem armen Hunsrück wie das Geld, und zweitens gab es über- und übergenuß.

Es war schön, mit dem kleinen Körbchen in der Hand zum Wald hinaufzuschlenkern. Das heißt, wir gingen einen ordentlichen Schritt. Die Tante hatten wir gebeten, sich nicht so fest anzuziehen, wie es damals unter dem Zwang der Turniere Mode war. Und sie war unserem Rat gefolgt, hatte alle Polsterungen, Einschnürungen und feinen Schuhe daheim gelassen, so daß man beinahe denken konnte, sie gehöre zu uns und wäre noch jung. Das war sie in Wirklichkeit. Wenn ich es heute nachrechne, so kann sie nicht älter als Mitte dreißig gewesen sein; aber sie war in die Breite gegangen und kurzatmig, daß sich heute eine Fünfzigerin darüber schämen würde. Nur lustig war sie, die Tante, und das kam daher, weil sie wirklich noch jung war. Wir

Wissenschaft an der Wende

3. Wirtschaft

Von Prof. Dr. Georg Halm

lachten oft zusammen, daß uns die Tränen übers Gesicht liefen, aber so ganz warm wurden wir doch nicht mit ihr; sie pekte gern, und das war in unseren Augen viel schlimmer, als daß sie der Lisbeth den Rahm von den Milchtöpfen aß und die schönsten Speckgrieben aus den Bräts (Bratkartoffeln) auf ihren Teller zu schaffen wußte. Wir durften das nicht, aber sie war „für den Wohlgeschmack“, wie Lisbeth sagte.

Heute war die Tante gut aufgelegt, ihr hübsches, glattes Gesicht strahlte vor Heiterkeit. Sie hatte ein paar derbe Schuhe von Mama mit niederen Absätzen und ein einfaches Kleid ohne Turnüre an. Wir konnten ihr nachfühlen, daß sie froh war, einmal einfach und ordentlich gehen zu können wie andere Leute, denn der Aufsatß da hinten, den man ständig am Schieferutchen verhindern mußte, war wohl noch lästiger als die viel zu hohen Stöckel unter den Schuhen.

Der Altweibersommer zog weiße Fäden um die Ebereschbäume, und der Hochwald leuchte in den leuchtendsten Farben. An den Hängen bekamen die Schlehen schon blaue Bäckchen. Der Mund zog sich zusammen, wenn man sie nur ansah, und so waren auch die Holzapfel, die aus den hohen Bäumen lugten.

Die Sonne schien warm, und die Tante, die immer Pläne schmiedete und als richtige Großstädterin Vergnügungen ausdenken mußte, sagte, wenn wir die Körbe bis oben voll kriegten, wolle sie uns auf den Hüttgeswasen zum Kaffee einladen. Wir sahen sie zweifelnd an, der Vater war nicht da, und so wußten wir nicht, wieviel Prozent wir davon wieder abziehen mußten, aber sie wurde ordentlich ärgerlich und sagte, sie habe doch heute morgen erst vom Postkourier frisches Geld bekommen, und was sie gesagt hätte, bliebe so. Und was wir überhaupt immer so zu gucken hätten, da hätte uns sicher die Lisbeth was in die Ohren getutet. Jetzt mußten wir aber doch lachen und liefen ein Stück mit unseren Körben voraus, so daß der Tante trotz allem die Luft knapp wurde.

Wir waren inzwischen dem Waldeinschnitt, wo am Abend die beiden Lichter funkelten wie dicht am Horizont stehende Sterne, ziemlich nahe gekommen. Hier mußten die Bruchäppler stehen. Ein Sprung über den Straßengraben, und da standen wir mitten drin in den schwelenden Moospolstern, auf denen die Äpfelchen an langen Fäden hingen. Es ging schnell mit dem Einsammeln, sie reizten gar nicht zum Probieren. Widerstandslos faul und rund rollten sie in die Körbchen. Das Wasser quietschte unter den Schuhen und drang auch ab und an in die Nestel ein; aber die Körbchen füllten sich. Die Tante saß an der Chauffee und erkundigte sich von Zeit zu Zeit nach unserem Ergehen. Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, uns zu helfen; sie hätte es auch gar nicht gekonnt. Wenn wir hinüberriefen, das Wasser ginge uns über die Knie, stieß sie kleine Schreckensschreie aus, aber wir wußten ganz gut, daß sie jetzt nur noch an den Kaffee dachte, den wir nachher trinken wollten, und sich nicht ein bißchen ängstigte. So konnten wir ruhig sagen, daß wir gleich untergehen würden, sie stieß nur von Zeit zu Zeit ihre kleinen Theaterschreie aus, und das vertrieb die Zeit bei dem eintönigen Pflücken, bei dem man nicht einmal essen konnte.

Ganz weit in unserm Dorf lagen die blauen Schieferdächer dunkel in der Sonne, nur die weißen Giebel der Häuser leuchteten zwischen den Bäumen. Und zur Seite im Tal war ein Friedhof, rechter Hand die weiße Chauffee, die hinab zur nächsten Stadt und zum Bahnhof führte. Wenn der Wind von Süden stand, könnte das Pfeifen der Lokomotive herauf und weckte tausend Sehnsüchte.

Und auf einmal stand die Sonne schon tief und warf lange Schatten, aber nun waren unsere Körbe voll, sogar mit einem Gökchen, einem Hüpfchen über das Maß, das war so ein Ehrgeiz.

Den Kaffee bekamen wir wirklich; wir gingen noch die paar Schritte zum Hüttgeswasen hinauf, tranken Kaffee mit so viel Milch, daß sie in die Untertasse lief, wie sich das gehörte und aßen dazu Waffeln und Weck mit Butter und Gelee. Die Tante beteiligte sich sehr lebhaft an dieser Arbeit.

Die köstlichen Waffeln verschwanden vor ihrem Platz wie Schnee in der Sonne, ihre rundgepolsterten Hände mit den tiefen Grübchen waren in ständiger Bewegung, und ihr weißes Doppelkinn strahlte vor Glück. Nachher war es gut, daß der Weg bergab ging, denn wir mußten die Tante sowieso abwechselnd stützen, daß sie uns in dem dämmernden Hochwald nicht über tückische Baumwurzeln fiel. So atmeten wir erleichtert auf, als wir sie mit unseren Körben bei sinkender Nacht glücklich wieder daheim hatten.

Große Wandlungen auf wirtschaftlichem Gebiet geben unserer Zeit ihr Gepräge und lassen vermuten, daß die krisenhaften Erschlütterungen die Volkswirtschaftslehre stark beeinflussen haben.

Die Volkswirtschaftslehre beschäftigt sich mit den Gesetzmäßigkeiten, welche die gesellschaftliche Wirtschaft beherrschen. Sie sucht zu ergründen, wie jenes unendlich komplizierte Sinecuregreifen und Zusammenarbeiten von Hunderttausenden, das wir Volkswirtschaft nennen, geleitet wird, ohne daß sich irgendwer um die Ordnung des Ganzen kümmert. Man stelle sich vor, wieviel Menschen, lebende und längst verstorbene, einheimische und fremde, zusammenwirken mußten, um irgendeines jener Güter herzustellen, an deren Genuß wir uns gewöhnt haben, und man wird vielleicht über das leidliche Sinecuregreifen dieser tausendfältigen Arbeitsleistungen erstaunter sein als über jene zeitweiligen Störungen, die wir Krisen nennen, wird nach dem Automatismus oder Mechanismus fragen, der selbsttätig eine Aufgabe löst, die menschliche Fähigkeiten offenbar weit übersteigt. Wenn ich zur gewohnten Stunde mein Frühstück bereitet finde, so haben dazu unabsehbar viele Personen beigetragen: Das Brot mußte gebacken, das Mehl bereitet, die Mühle, die landwirtschaftliche Maschine gebaut, es mußten dazu Eisenerz und Kohle bereitgestellt, also schon vor Jahren Bergwerke und Eisenbahnen angelegt, vielleicht Schiffe gebaut und alle jene unzähligen Arbeiten verrichtet werden, die zur Erzeugung dieser Kapitalgüter notwendig waren. Wer sorgt dafür, daß meine Bedürfnisse und ebenso die aller anderen Menschen bei sehr knappen Mitteln in zureichender Weise befriedigt werden, wer ordnet das reibungslose Sinecuregreifen aller Einzelwirtschaften?

Die Erfahrung lehrt: Angebot und Nachfrage, die den Preis bestimmen, die bei dringendem Bedarf und geringem Vorrat den Preis über die Kosten der Erzeugung steigen lassen; das Erwerbsstreben der wirtschaftenden Menschen, der Arbeiter, Kapitalbesitzer und Unternehmer, das sie beim Verkauf nach dem höchsten Lohn, Zins und Güterpreis streben läßt und dadurch bewirkt, daß gerade die dringend nachgefragten Güter hergestellt werden, weil dringend begehrte Güter zu gewinnbringenden Preisen abgesetzt werden können; und schließlich die Konkurrenz der Arbeiter, Kapitalisten und Unternehmer, die es verhindert, daß Löhne, Zinsen und Güterpreise zu hoch steigen oder zu tief sinken und sie schließlich auf eine Höhe zurückführt, bei der Angebot und Nachfrage gerade zum Ausgleich gebracht werden. Angebot und Nachfrage, Erwerbsstreben, Konkurrenz sind die ordnenden Kräfte der kapitalistischen Wirtschaft, die Hauptprobleme der Volkswirtschaftslehre.

Mit dem Begriff „kapitalistische Wirtschaft“ wurde nun aber schon eine besondere Schwierigkeit angedeutet: Der Forschungsgegenstand unserer Wissenschaft ist gesellschaftlich bedingt, die Erscheinungen des Wirtschaftslebens ruhen auf bestimmten soziologischen Voraussetzungen. Infolgedessen sind jederzeit Zweifel darüber möglich und angebracht, ob eine bestimmte Erscheinung (wie etwa der Zins, die städtische oder ländliche Grundrente, das Geld) den wirtschaftlichen Notwendigkeiten und Gesetzmäßigkeiten derart unmittelbar entspringt, daß sie in jeder denkbaren Wirtschaftsordnung (Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus mit unendlichen Zwischen- und Mischformen) gegeben wäre, oder ob sie zusammen mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem und seinen Grundlagen verschwinden würde. Grundlage der kapitalistischen Wirtschaft ist das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Aus der Veräußerung der Produktionsmittel fließen die Einkommen, und zwar auch, soweit es sich nicht um menschliche Arbeit in irgendeiner Form handelt, arbeitslose Einkommen. So zwingt die Erklärung von Zins und Rente unmittelbar zur Beschäftigung mit den gesellschaftlichen Grundlagen der Wirtschaft und führt mit der Erkenntnis der Wandlungsfähigkeit jener

Grundlagen den Forscher, der sich nicht auf die Erklärung des Seienden beschränkt — und diese Beschränkung haben hervorragende Nationalökonomien (Adolf und Max Weber, Bohle) immer wieder gefordert —, zur Kritik des Bestehenden und zur Betrachtung des Seinsollenden. Deutung und Kritik der kapitalistischen Wirtschaft durchdringen sich unlöslich im marxistischen System, das jedoch Aussagen über die zukünftige Gestaltung der Wirtschaft vermeiden hat mit der Begründung, daß die wirtschaftliche Entwicklung mit innerer Notwendigkeit, also unabhängig vom Willen und der Erkenntnis der wirtschaftenden Menschen, zur kommunistischen Wirtschaft hinführen würde.

Während der wissenschaftliche Sozialismus (Marxismus) die kapitalistische Wirtschaft aufs heftigste kritisierte und die arbeitslosen Einkommen als Aneignung des „Mehrwertes“ brandmarkte (das ist der Wert, den der Arbeiter über die Reproduktionskosten, also über seine Unterhaltungsmittel hinaus, erzeugt), stritten sich auf bürgerlicher Seite „Theoretiker“ (Carl Menger, v. Wieser, v. Böhm-Bawerk) und „Historiker“ (v. Schmoller, Bücher, Brentano, Sombart) über die in der Volkswirtschaftslehre anzuwendende Methode, über „Deduktion“ und „Induktion“: ein Streit, der nie hätte ausbrechen können, wenn man sich über die Verschiedenheit des Forschungszieles beider Richtungen klar gewesen wäre. Die historische Forschung interessierte sich für die konkreten Wirtschaftsverhältnisse an gegebenem Ort und zu bestimmter Zeit, während die theoretische Forschung auf ihrer Suche nach den das Wirtschaftsleben beherrschenden Gesetzmäßigkeiten sich nicht für das interessierte, was bei verschiedenen Völkern und zu verschiedener Zeit verschieden, sondern für das, was ihnen gemeinsam ist. Das Forschungsziel aber bestimmt die Forschungsmethode. Der Streit um theoretische oder historische Forschung war verfehlt. Folgenreich wurde er aber dort, wo Anhänger der „historischen Schule“ die Notwendigkeit der theoretischen Forschung überhaupt leugneten und das Bestehen von volkswirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten nicht anerkannten. In diesen Fällen fand gelegentlich eine starke Annäherung an die Auffassung der sozialistischen Kritiker des kapitalistischen Systems statt, da in beiden Fällen darauf verzichtet wurde, die Untersuchungen auf die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände zu beschränken. Fast will es scheinen, als ob ein grundsätzlicher Unterschied zwischen diesen zumeist als „Kathedersozialisten“ bezeichneten Historikern und den Sozialisten nicht gegeben wäre. (Unter Kathedersozialisten verstand man ursprünglich die Begründer des Vereins für Sozialpolitik, also Wirtschaftspolitiker wie Adolph Wagner, Brentano, Hertner.)

In der Nachkriegs- und Nachinflationzeit mußte zunächst alles daran gesetzt werden, wieder einigermaßen Ordnung zu schaffen, wo Eingriffe in das Wirtschaftsleben von außen her zur größten Unordnung geführt hatten. Noch stehen wir mitten in dieser sehr langwierigen Aufgabe, die sich, als man endlich der Lösung verhältnismäßig nahe zu sein schien, in der augenblicklich herrschenden Weltwirtschaftskrise wieder in unvorhergesehener Weise erschwerte. Es kann nicht verwundern, daß in einer Zeit schwerster wirtschaftlicher Erschütterung die skizzierten Richtungen, die ja hauptsächlich in der Einschätzung der (nun angeblich völlig veränderten) wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen sich unterschieden, mit besonderer Deutlichkeit hervortraten.

Jenen, die, historisch orientiert, hauptsächlich die wirtschaftliche Entwicklung beachteten, mußte es scheinen, als ob nach so umwälzenden Ereignissen eine Rückkehr zum Vorkriegskapitalismus kaum zu erwarten sei, zumal, wie sie zu überlegen geben, schon in der Vorkriegszeit Ansätze einer ganz bestimmten Entwicklung zu bemerken gewesen seien. Man weist hin auf die Zerstörung des Weltmarktes, die eine handelspolitische Umstellung dringend erforderlich erscheinen lasse, auf die Zunahme des fixen Kapitals in den immer größer werdenden Betrieben, die notwendig zu einer fortschreitenden Kartellierung führe, und auf die Fülle sonstiger „Bindungen“, die die ursprünglich freie Konkurrenzwirtschaft überzogen und aus ihr eine Wirtschaft der regulierten Konkurrenz gemacht hätten. Die schweren wirtschaftlichen Störungen der Gegenwart werden als Übergangsschwierigkeiten erklärt oder als letzte Auswüchse des liberalen Systems, das nunmehr bald von der gebundenen Wirtschaft abgelöst werde. Langsam also wächst die Wirtschaft der freien Konkurrenz in eine Art Staatskapitalismus, in eine Plan- oder Gemeinwirtschaft hinein. Typisch ist hierfür die Auffassung von Sombart oder Ferdinand Fried.

Eine ganz ähnliche Auffassung vertritt die sozialistische Richtung. Die wirtschaftliche Entwicklung war in der Vorkriegszeit anders verlaufen, als der Marxismus prophezeit hatte. Klein-

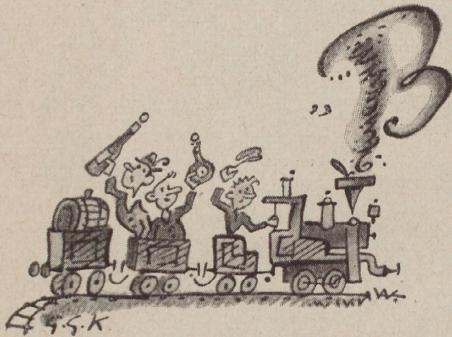
und Mittelbetriebe hatten sich erhalten, die Krisen waren nicht verheerender geworden, die Reservearmee (Zahl der Arbeitslosen) nicht dauernd gestiegen. Auch von sozialistischer Seite waren beachtenswerte theoretische Einwände vorgebracht und innere Widersprüche des marxistischen Systems in großer Zahl aufgedeckt worden. Das Entscheidende aber war, daß der Marxismus infolge seiner rein kritischen Einstellung der durch die Revolution zur politischen Macht gekommenen Arbeiterschaft Richtlinien für eine praktische Neugestaltung des sozialen Lebens nicht zu bieten vermochte. Der Marxismus wartete auf den selbsttätigen Untergang des Kapitalismus, während der Augenblick konstruktive Arbeit im Rahmen des gegebenen Wirtschaftssystems forderte. Denn eine Nachahmung des russischen Experimentes konnte, abgesehen davon, daß es nicht zur Nachahmung verlockte, schon wegen der ungleich komplizierteren Wirtschaftsverhältnisse Westeuropas nicht in Betracht kommen. Da man aber das russische Beispiel nicht nachahmen wollte und nach dem praktischen Mißlingen der Sozialisierungsversuche ein Programm für den augenblicklichen völligen Neubau der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung nicht zur Verfügung hatte, so legte man der sozialen Gegenwartsarbeit wiederum eine Entwicklungstheorie zugrunde, die sich aber von der Entwicklungstheorie des Marxismus sehr wesentlich unterschied. Der Marxismus war eine Zusammenbruchstheorie gewesen, jetzt dagegen soll der Kapitalismus langsam umgebaut werden. Man will den Kapitalismus von innen her aushöhlen, seine Grundlagen stückweise auswechseln, man will ihn umbiegen: und dies alles im Sinne einer Entwicklung, die sich ohnedies durchzusetzen scheint — der Entwicklung von der Konkurrenzwirtschaft zur gebundenen Wirtschaft. Hier also übernimmt dieses neue sozialistische Programm einer „Wirtschaftsdemokratie“, eine Gemeinschaftsarbeit sozialistischer Theoretiker und Praktiker, die Gedankengänge, die oben als die Meinung einer Reihe historisch orientierter Forscher angedeutet wurden. Konsequenter wird also, hier wie dort, der bewußte Ausbau der die Wirtschaft überziehenden, aus der Wirtschaft selbst herauswachsenden Bindungen gefordert. Den Ort der gegenwärtigen Entwicklung sucht man mit Spätkapitalismus oder gar Staatskapitalismus zu bezeichnen.

Während die Dauer und Schwere der Weltwirtschaftskrise vielen der deutlichste Beweis dafür zu sein scheint, daß sich ein grundsätzlicher Wandel vollziehe, daß es ein Zurück in den Kapitalismus, der derartige Erschütterungen habe möglich werden lassen, nicht mehr gebe, sind andere Theoretiker (Cassel, v. Wieser, Liefmann, Bohle, Adolf Weber) der Ansicht, daß die kapitalistische Wirtschaft einstweilen nicht überwunden werden könne, daß jedes Experiment in dieser Richtung zur Katastrophe führen müsse, und daß die Schwierigkeiten, unter denen wir gegenwärtig so schwer zu leiden haben, teils auf künstliche Eingriffe in das Wirtschaftsleben (also auf wirtschaftliche Experimente), teils auf technische Umwälzungen zurückzuführen, also grundsätzlich überwindbar seien, unter der Voraussetzung, daß in Zukunft den wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten freier Spielraum gegeben werde. Sie weisen darauf hin, daß es auch früher Wirtschaftskrisen gegeben habe, die überwunden werden konnten, und daß, wie das bolschewistische Experiment beweise, eine Wirtschaft ohne freien Tauschverkehr nicht in geeigneter Weise zu funktionieren vermöge. Gerade die Eingriffe in den Prozeß der Preisbildung müßten naturgemäß zu den größten Störungen führen, da der Preis die Aufgabe habe, Angebot und Nachfrage in Übereinstimmung zu bringen und die Produktion (im früher angedeuteten Sinne) zu leiten. Eine Aufgabe, die er natürlich nicht erfüllen könne, wenn er staatlicherseits willkürlich festgesetzt werde. Kann sich, so argumentiert man, bei gesellschaftlichem Eigentum an den Produktionsmitteln ein Tausch nicht mehr vollziehen, so fehlt mit der Preisbildung zugleich jede Kalkulationsgrundlage. Die russische Wirtschaft scheint nun tatsächlich zu beweisen, daß eine Neuordnung nur unter der Bedingung gefunden werden kann, daß man auf jede Selbstbestimmung der wirtschaftenden Personen hinsichtlich ihrer Verbrauchs- und Arbeitswahl verzichtet. Der Fünfjahresplan (die Einhaltung seiner Ziffern vorausgesetzt) beweist nur, daß ein bestimmtes Produktionsprogramm unter ungeheuren Entbehrungen der breitesten Massen durchgeführt werden kann, er beweist indessen noch nicht die Möglichkeit zweckmäßigen planwirtschaftlichen Handelns, da in ihm keine Rücksicht genommen wird auf die Bedürfnisse der Volksgenossen, für die die Wirtschaft doch letztlich da sein sollte, und da einstweilen noch nicht der Beweis erbracht ist, daß die im Sinne des Planes erzeugten Kapitalgüter in geeigneter Weise reibungslos ineinanderzugreifen vermögen.



„Bald hebt sich auch das Herbst an...“

Von Munkepunte * Mit Zeichnungen von G. G. Kobbe



Bald hebt sich auch das Herbst an...“ In einem etwas nachdenklichen Oktoberabend ist es, daß in uns, wie einmal 1861 zu Würzburg in der Textorstraße 13 für den Herrn Valentinus Becker, den Komponisten des Scheffels Liedes fahrender Schüler, diese Melodie

heimlich aufklingt. Sie ist nicht mehr zu vertreiben. Sie verwirrt uns. Sie gaukelt uns die schöne Möglichkeit vor: schleunigst Koffer packen, Urlaub nehmen, Fahrkarte ins deutsche Weinbaugbiet, irgendwohin, lösen, die Weinlese, den „Herbst“, noch einmal miterleben... selbst wenn die Überprüfung des klammen Geldbeutels mit sozusagen schier negativem Befund enden sollte. „Bald hebt sich auch das Herbst an, die Kelter harret des Weines...“

Das ist nicht wegzuleugnen. Das ist eine wundervolle Tatsache. Zu der noch eine andere, nicht weniger erregende kommt: Niemals ist deutscher Wein so wohlfeil wie heuer gewesen. Und so etwas sollte man sich entgehen lassen? Da man sich schon so viel anderes entgehen lassen muß! Ja — wir reisen önologisch — und sei es selbst nur auf der Landkarte, die wir uns schnell vornehmen und die wir uns freilich nur mit einigen wenigen Skizzen von einem befreundeten Maler umgestalten lassen. Vom ersten Auge, das sich öffnete, ist das Dasein der ganzen Welt abhängig — sagte der große Trauerkloß Schopenhauer. Und da sind wir auch schon mitten in unserer ersehnten Fata Morgana.

Es herbstet — an der Mosel, am Rhein, an der Ahr, in der Pfalz, in Franken, Baden, Württemberg und noch ganz woanders in vielen deutschen Gauen.

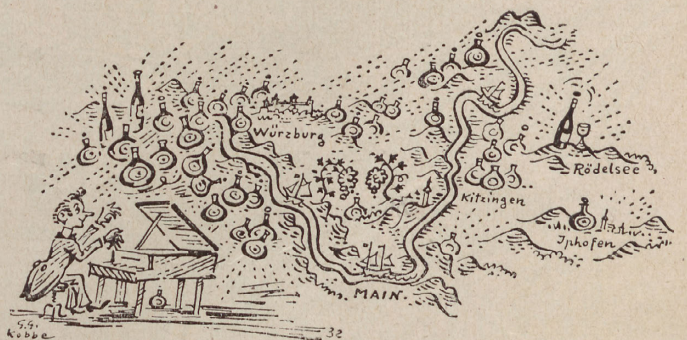
Morgens, nach schon sehr kühler Nacht, teilt sich nur allmählich der Nebel. Etwas Sliges ist an und in ihm. Das ist das Sonnengold, das erst zwei, drei Stunden später durchbricht und die gesegneten Weinberge farbiger, gegenständlich werden läßt, deren vollendeten Sauberkeit man so gar nichts von der Arbeit des Winzers anmerkt, als da sind: Sezen, Düngen, Schiefeln, Pfählen, Behau, Binden, Schwefeln, Spritzen auf schmalstem, steilstem Wingertsteig hinauf, hinab, den ganzen so gar nicht lieben Sommer über. Jetzt herbstet es! Jetzt winkt aller Plage ja der Lohn. Der Lohn — da doch fast alle Keller noch voll vom guten Weinertrag der letzten Jahre liegen und trotz billiger Preise keine Liebhaber finden? Versteh' ein Mensch solch einen Widersinn! Darüber schüttelt man in über dreihunderttausend deutschen Weinbaubetrieben die Köpfe; denn weit über einundeinehalbe Million Menschen sind in unserem Vaterland fleißig dem Wingerberuf ergeben, zu welcher Summe ungefähr noch einmal just dieselbe Zahl an Arbeitern, Weinhändlern, Küfern kommt, die ebenfalls im weitesten Zusammenhang mit unserer Rebenkultur leben. Und jetzt herbstet es wieder. Die Luft des Mittags und des Nachmittags schwimmt schon ganz im Duft Dionysos', für dessen Empfang alle Bütteln, Rufen, Wannen, Kübel, Zuber, Vogeln bligblank gewaschen sind und dem der

Wingertschütz das Knallen seiner Flinte und das seltsame Geräusch seiner Rätze entgegenstend. Ja — es liegt etwas in der Luft, etwas süß Geheimnisvolles, Vorahnendes, Unbestimmtes und doch Gewisses: Traubensaft will Most werden, möchte dennoch die Lese möglichst lange noch hinausschieben, um zur Spätlese zu reifen oder gar als Trockenbeerlese zur edelsten Säftung zu gedeihen. Die Winzer haben es nicht nötig, die Propheten zu spielen. Sie wissen — schmunzelnd: Es lohnt sich — allen schlechten Zeit zum Trost!

Weshalb kann man vom jungen Moselwein mehr als von anderen, vielleicht edleren deutschen Weinen vertragen? Weil des Moselweins Säure und Salze unsere Magen säften so vortrefflich unterstützen und es mit dem Alkoholgehalt nicht gleich ganz so schlimm meinen.

Da stehen wir im verschwimmenden Abend-Bernkastel gegenüber, auf dem anderen Moselufer vor dem Sankt-Nikolaus-Hospital zu Cues, gedenken des weisen Sohnes des Ortes Nikolaus Cusanus, der hier, wenngleich die meisten Jahre seines Lebens als Kardinal und päpstlicher Legat in der Welt unterwegs, sein Haus, verbunden mit Kapelle, Kreuzgang, Bibliothek und Armenhospital für „dreihunddreißig abgearbeitete Greise von fünfzig Jahren und darüber“, erbauen ließ, nach Merians Stich ein burgartig umkreistetes Reich in Spätgotik. Ein nicht guttun wollender Schiffersohn, Rechtsanwalt mit Mißerfolgen, Galileis Vorläufer in der Erkenntnis, daß sich die Erde um die Sonne drehe, Redner und kirchlicher Diplomat, Philosoph und Bibliophile, Hausherr inmitten des schönsten Moselweins. Ja — solche Heimat kann man sich schon gefallen lassen und kostet sie weidlicher aus, indem man dem „Bernkasteler Doktor“, wie weiland Kurfürst Bohemund von Trier, mehr vertraut als allen anderen Ärzten der Welt.

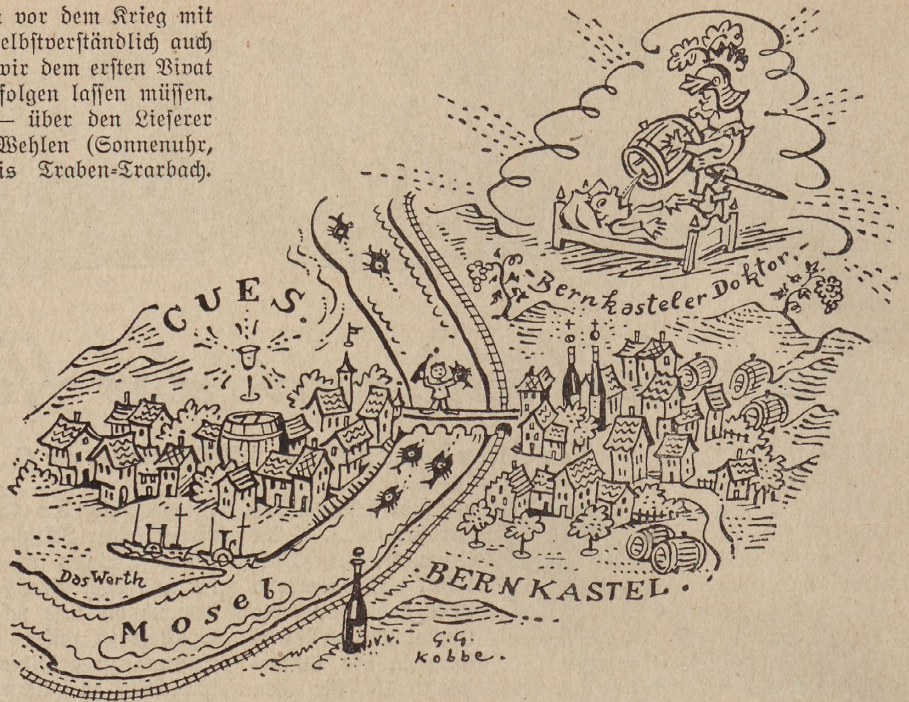
Ein fröhlicher Abend am Hubertusstammtisch, in dessen poliertes Ruchbaumholz amerikanische Soldaten in der Besatzungszeit leider, leider ihre Zigarettenreste einbrennen ließen. Da rauscht es lind vom fünggestuften Michaelsbrunnen des kleinen Marktplatzes an unser Ohr — heute Wasser, damals im Sommer 1927 anlässlich eines Sängersfestes Wein, von jedermann zu kosten, wie das Goethe vor dem Frankfurter Römer 1764 erlebte. Aber nicht mit dem goldenen Raß dieses teuersten Weinberges der



„Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher!“ ...

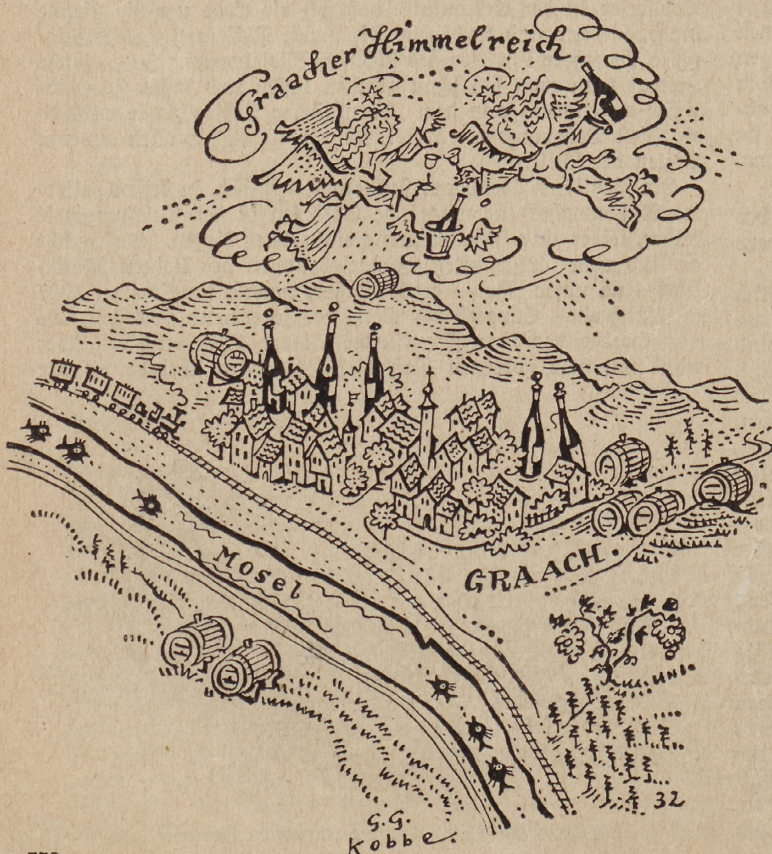
Welt, dessen vierzehntausend Rebstöcke schon vor dem Krieg mit je 100 Reichsmark bewertet wurden, heute selbstverständlich auch In- und Deflation durchmachten. Worauf wir dem ersten Bivat ein Pereat und dann schließlich ein Valet folgen lassen müssen. Um als fahrende Schüler weiterzuziehen — über den Lieserer Herrenberg, über Graach (Himmelreich!), Wehlen (Sonnenruhe, önologische!), Zeltingen, Ürzig, Erden bis Traben-Trarbach. „Der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, ließ auf ein heiteres Volk schließen, das keine Mühe schont, den köstlichen Saft zu erzielen“, notiert sich Goethe 1792, da er als Kriegsberichterstatter aus der Kampagne in Frankreich zurückkehrt.

Im Rheingau hat uns die Gemarkung Sattenheim in das ehemalige Kloster Eberbach der Zisterzienser eingeheimst, die auf den göttlichen Gedanken kamen, den „Steinberg“ anzulegen, heute als Domänenweingut weltbekannt. Hier mußten sich die Rieslingstämme an Zuchtwahl gewöhnen — so schnell langt's nicht zum Steinberger Kabinett. Versuchen wir es zunächst einmal mit einem Erbacher Hohenrain oder Markobrunn 1929er, um ihn dann mit dem 1925er zungenschnalzend, vorher Blume weg-schnüffeln, zu vergleichen. Kennerzensuren zwitschern durcheinander: „Rassiger, flüchtiger, kerniger Wein mit weniger Reife“, „Mittelwein dieser Lage“, „Edle Süße, feine Art, sehr elegant“. Solch fremde Sprache lernt sich am leichtesten in praktisch önologischer Nachprüfung. In die alsdann ein Herr Professor also doziert: „Nach dem Internationalen Weinamt — wissen Sie schon? — entspricht ein Liter dieses Weines, abgesehen von Hygiene und Stimulans, als Nahrung: 0,9 Liter Milch, 370 Gramm Brot, 585 Gramm Fleisch ohne Knochen, fünf Eier! Fragen Sie die Herren Böper, Decref, Bires!“ Wir glauben es unbesehen; wir sind sehr mit dieser Hypothese einverstanden — ganz abgesehen davon, daß wir das gar nicht anders vom Vater Rhein erwartet haben. Nun gar erst, wenn selbst große Weingüter gezwungen sind, eine Straußwirtschaft aufzumachen, um ihre Krefzenzen nicht auf den Versteigerungen zu verschleudern, sondern sie glasweise selbst auszuschenten. Der Tannenstrauß —



auch ein Zeichen der Zeit, die jeden Groschen dreimal umdreht, bevor sie ihn ausgibt . . .

Gimmeldinger Kieselberg her! In die Mittelhardt zwischen Neustadt und Weidesheim gesprungen! Im Salletchen, halbwegs Königsbach, können wir wie König Ludwig I. von Bayern die „Abdantung“ in solcher Schau andächtig erleben: vor uns die weite Rheinebene, ganz oberitalienisch, mit Heidelberg und Mannheim im Hintergrund, die Dome von Worms und Speyer als Seitenkulisse, links Buhls „Hildebrandsee“, allwo Sohn Hadubrand wider den Vater Speer und Schwert zückte, önologische Atmosphäre edelster Rabenzen: Weidesheim, Ruppertsberg, Forster Jesuitengarten — den auserwählten unterirdischen Bibliotheken, wie Kollege Scheffel das nannte, wollen wir gern einen Besuch abstatten und darin blättern, mit der Zunge nämlich. Riesling auf vulkanischem Gebilde zwischen Sandsteinlagern — ehemalige Feuergeister wandelten Erdgeister in flammendsten Trank! Den hier auch schon der römische Kaiser Probus liebte, der, da es keinen der Kriege mehr zu führen gab, seine Legionäre zum fleißigsten Winzerdienst anhielt.



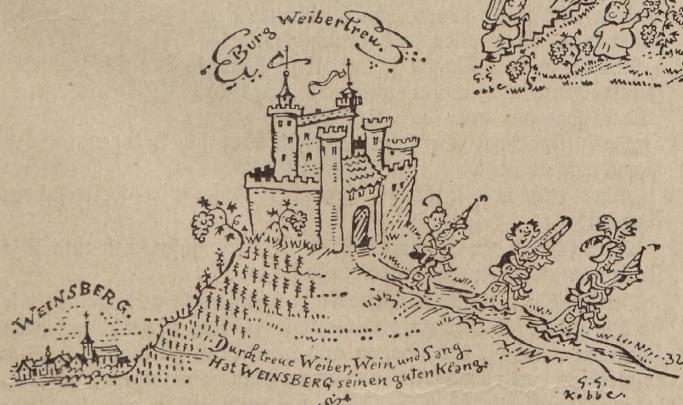
Aus Würzburgs Staatlicher Hofkellerei, aus Julius- und Bürgerspital hat es jetzt in fränkisches Land hinauszugehen. Hier gibt es Extrazüge in den Herbst. Iphosen — da habe ich aus meiner Geographie zu zitieren: „Iphosen sagt der Ignorant, / Dem Wein von dortwärts nicht bekannt. / Iphosen heißt es eo ips / Für Kenner mit und ohne Schwips.“ Hier müssen wir den Schwanberg hinauf gen Rödelsee, den Küchenmeister und die Schwanleite schleunigst zu repetieren, im Herzen Max Dauthendey's Erkenntnis aufklingen lassend: „Im Herbstmorgen wogen hell Rödelsees Reben, / Die den Saft der Verjüngung dem Schwanberg geben.“ Wir kommen noch immer gegen Abend früh genug nach Ritzingen, um es dem Bäcker mit Kanne am Rathaus gleich zu tun und also den wandernden Handwerksburschen mit der Frage zu prüfen: „Was darf der tun, der zu Ritzingen gewesen?“ — „Aus der Kanne trinken!“ lautet die lustige Antwort. „Ziemlich lustig, gesund, fruchtbar“ nennt einer der ältesten Chronisten diesen Ort, der mit solch trinkbaren Werten wie Mainleite, Sonnenleite, Sonnenstuhl aufwarten kann und sogar den Erfinder des Glaubersalzes dichterisch begeisterte: „Und wirfstu gleich einen heut darnieder, / So kommt er darnach morgen wieder.“ Symbolisch nimmt es ja der Main hier an vertrackten Kurven selbst mit der Mosel auf. Das ist ein beherzigenswertes Symbol, gibt sogar

Kranken wieder lebensmutigen Halt. Alle Chroniken bestätigen es und lassen gern schärfste Nachprüfung solcherlei Behauptungen zu. Etwa beim Marktfester „Hochgericht“.

Das ist so streng wie das „Herzogliche Keller-Recht“, das man in Stuttgarts „Unter der Mauer“ aus dem Jahre 1772 nachlesen und nachtrinken mag. Der offene Weinsberger Riesling, den es hier gibt, veranlaßt uns sogleich, einen Ausflug nach dem Städtchen von Justinus Kerner zu machen, der da nicht umsonst gesungen hat: „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!“ Weinsberg und seine Burg Weibertreu, der noch heute, da wir es nicht mehr mit dem Kaiser Konrad III. zu tun haben, jedweder Dichter stillsten Herzens das Bekenntnis wie Kerner darbringen kann:



„Getragen hat mein Weib mich nicht, aber ertragen. / Das war ein schwereres Gewicht, als ich mag sagen.“ Als alte Stammgäste hoffen wir hier, Gustav



Schwab und Ludwig Uhland zu treffen. Das ist eine beglückende Tafelrunde, über die wir das Zeitliche vergessen, selbst wenn wir nur den Astralleibern im Dichterischen, Allzudichterischen begegnen. Beim Heilbronner Trollinger, beim Canstatter Zuckerle kommt man schnell zusammen. Und es ist alles wie Anno dunnemals — da ist der Geisterturm, in dem Lenau seinen „Faust“ schrieb und auf Armseffel und Teppich übernachtete. Da ist der „dicke Turm“ der Burg mit seinen Aolsharfen und den Erinnerungstafeln erlauchtester Geister. Da ist die Versuchsanstalt für Wein- und Obstbau, bei der man wohl noch gern einige Semester belegen möchte, allhier noch einmal Student zu sein. Auf daß über dem Zechertisch wie einst die Wesenheit der Seherin von Prevorst schwebte, mystisch verückt wie die Aura dieser weingeseigneten Landschaft zwischen Sulm und Neckar. Denn auf önologischen Reisen kommen wir am leichtesten zur solcher Beglückung.



Nebel überm Arlberg

Novelle von Ilse Masbach-Brugger

Herabsinkende Nacht wirft dunkle Tücher über die Berge, über die ganz hohen, scheinbar unnahbaren, über die kleineren, die breit und geduckt hocken, über die Pässe und Soche. Und alles mischt sich seltsam mit dem Grau, das webend und lebend, wechselnd und unbeweglich zugleich als dichter Nebel schon gegen den Abend zu aufstieg.

Es ist ein schlechtes Fahren über den Arlberg. Unübersichtlich und nur dann und wann aufleuchtend schlängeln sich die Kurven den Berg hinauf und gleich darauf wieder in jähem Abfall.

Und es ist schier unverständlich, warum Jack, der Halbzigeuner, seinen hübschen Wagen mit den grünlackierten Fensterläden nicht schon lange zum Stehen gebracht hat. Ist es nicht gleichgültig, wo er und FINE die Nacht verbringen, oder ist es etwa ein Spaß, bei schaukelndem, trübem Licht, unwissend, wohin es eigentlich geht, mit knirschenden Rädern durch dicken Lehm zu fahren, der einem nur so um die Beine spritzt?

Nein, es ist nicht gleichgültig, wo man heute abend bleibt. FINE erwartet ihr erstes Kind. Sie ist blaß und müde geworden in den letzten Wochen, die hübsche, lachende FINE. Und wenn man sieht, wie sie mit schwerfälligem Leib ihren kleinen Arbeiten nachgeht, kann man sich kaum denken, daß sie noch im letzten Winter wie ein Wiesel herumgeschossen.

Heute gar ist FINE so verändert. Sie lacht nicht, keinen einzigen Augenblick, sondern sie starrt mit ersten Augen drinnen im Wagen und schaut immerfort in eine Ecke, gar nicht einmal zum Fenster hinaus. Und wie hat sie sonst immer gejubelt, wenn es über den Arlberg ging, ein-, zweimal im Jahr, heim nach Bludenz, wo sie als Ziehkind aufgewachsen, im kleinen, engen Häuschen, an steile Wände angelehnt, ganz dicht bei viel Ragenschmurren und Hundebellen und Hausfrauenklatsch, nahe bei den großen Glocken, deren Tönen über einen herabrieselte und einen mit Heimat überschüttete.

Schon im Mai hat FINE diesmal gesagt: „Wenn das Kind kommt, will ich in Bludenz sein. Es soll drunten zum erstenmal in die Welt gucken, so wie ich. Soll etwas haben von der Sonne, die um die verwinkelten Häuser am Kirchberg spielt . . .“

Wie hätte Jack nein sagen wollen und können? Ist es doch heute noch so, daß jedes Wort von FINE wie ein seltsamer Zauber über ihn herrscht. Aber dann haben sich ihre Fahrten in Tirol länger hingezogen, als sie dachten, und erst in den letzten Tagen, als FINEs Gesicht immer blässer und ins Verschleierte gezogen wurde, haben sie sich auf den Weg gemacht in FINEs Heimat. Zuerst noch planend und glücklich das Kind erwartend, dann müde und fast verdrossen, denn FINEs munteres Geplauder ist verhallt, wie das Singen eines Vögleins, das man vom Dach schießt.

So ist dieser letzte Tag gekommen und mit ihm FINEs unaufhörliches Drängen: „Weiterfahren, Jack, weiterfahren! Das Kind kommt, und wir sind nicht drunten. Ich fühl' es. Jack, nur eins, weiterfahren!“

Das geht den ganzen Tag so. Beim Mittagbrot hat FINE schon ein schmerzverzogenes Gesicht, aber sie drängt nur immerfort, daß man weiterfährt, nicht irgendwo bleibt. Dann kommt um die Nachmittagsstunden diese Sache mit der zerbrochenen Wagenbeichsel, die sie eine ganze Weile aufhält. Und während die Ausbesserungen langsam vor sich gehen, hockt FINE mit so todunglücklichem und verzweifelt wartendem Gesicht da, daß Jack, an der weichsten Stelle seines Herzens getroffen, sich vornimmt: Ich versuch's auf jeden Fall. Ich halt's durch . . .

Und dasselbe wiederholt er sich hinter geschlossenen Lippen, während er durchnäht und frierend neben dem Gefährt einhergeht. Regen fährt mit feinen, spitzen Stößen in sein Gesicht. Mit angestrengten Augen späht er um sich, den Weg entlang. Es ist mühsame Arbeit, und man möchte kurzerhand Schluß damit machen . . . Aber da dringt immer FINEs Stöhnen aus dem Wagen, das treibt einen vorwärts.

Vorbei am Pashospiz mit seinen warmen, erleuchteten Fen-

stern. Wieder hinein in die graue, öde Dunkelheit, ins Frieren und Suchen, und immer getrieben von der Angst: FINEs Kind kommt, und wir sind nicht drunten. Was soll dann werden?

Jack beginnt schon, sich zu schelten, daß er nicht irgendwo geblieben, wo es warm und licht ist, wo Sorge und Teilnahme für seine Frau. Aber wo mag es das geben? Schwer drücken Fremdheit und Heimatlosigkeit auf einmal auf seine Schultern.

Dann hat er keine Zeit mehr zum Nachdenken. Da ist eine Fackel, die in den Abend leuchtet, ein Mann im warmen Wetterzeug, der eine rote Fahne schwenkt.

„Eine Mauer ist niedergegangen“, sagt er, „die Straße ist gesperrt. Aber wenn ihr weitermüßt, dann ist hier noch ein Weg, der trifft wieder auf die Straße.“

„Ist es weit?“

„Ein Kilometer mag's schon sein, weiter nicht.“

Jack sieht mit zweifelnden Augen auf den schmalen Weg, der als ein Ruhsteig an den Felsen auf der anderen Seite vorüberführt. Der Regen hat ihn durchwaschen wie ein Tuch und in lauter tiefen, nassen Falten daliegen lassen.

„Ja“, sagt er sich dann, „es wird wohl so sein müssen.“

Er wendet den Wagen so hastig nach rechts, daß er nicht einmal hört, wie FINE drin im Wagen schon einen kleinen Schrei ausgestoßen hat, auf den dann leises, wehes Wimmern folgt.

Jack achtet nicht darauf, daß er bis über die Knöchel in den Dreck sinkt. Er spürt nur, wie unruhig das Pferd geht. Er versucht selbst, zu schieben, denn immer tiefer gräbt sich der Wagen in den Dreck ein, und man braucht eigentlich nur darauf zu warten, bis er ganz steckenbleibt. Es kann nicht mehr lange dauern.

Es geschieht gerade an einer Wegbiegung. Jack hat, ehe er es denkt, blutige Finger, und sein gelbes, offenes Hemd ist klatschnaß vom Schweiß. Der Wagen gibt knarrende Geräusche von sich, und man spürt, wie er immer tiefer einsinkt in den Kot.

„Vor morgen früh ist nichts zu machen“, sagt sich der Mann endlich resigniert, „vielleicht sorgt der gute Gott auch so für uns.“ Und er blickt nach dem Himmel, aber weil man gar nichts davon sehen kann, wirkt alles so hoffnungslos.

Als er in den Wagen schaut, liegt FINE in den Wehen. Sie schreit dann und wann auf und fragt dazwischen drängend: „Wann sind wir denn da? Bald?“

„Ja“, lügt Jack. Er kann es nicht über sich bringen, ihr zu sagen, wie es steht.

„Aber geh doch heraus“, sagt sie, „daß wir weiterfahren können!“

Dann schlägt der Schmerz wieder über ihr zusammen und läßt sie keinen richtigen Gedanken mehr fassen . . .

Großer Gott, fühlt Jack, das kann ich ja nicht mitansehen, wie sie sich quält! Und er geht wieder hinaus und versucht mit ganz klammen Händen, den Wagen aus dem Dreck zu bringen. Aber er weiß es von vornherein, daß es wohl nicht gelingen wird . . .

Der Mann mit der roten Fahne hat nicht viel zu tun in dieser Nacht. Kaum einer macht um jene Zeit den Weg über den Arlberg. Und darum schrickt er beinahe hoch, als durch das Dunkel Schritte kommen und ein junger, geschmeidiger Bursch mit gepacktem Rucksack plötzlich vor ihm auftaucht.

Hannes Hiem weiß nicht, wo er nächtigen soll, und darum betteln mag er nicht. So macht er die Nacht zum Tag und wandert. Morgen wird er daheim sein. Daheim, wo es kein Daheim mehr gibt. Da sind die unruhigen Wochen gewesen in Innsbruck, Sorgen und Hunger gerade mitten hineingefallen in die Schlußprüfungen, weil von Hause kein Brief kam, kein Geld. Bis endlich in der letzten Woche der Mutter trostloses Schreiben eintraf: „Mußt heimkommen. Wir sind gepfändet.“

Aber es liegt kein Schilling Geld bei, und Hannes weiß niemand, von dem er es entleihen sollte. Denn wann kann er es zurückgeben? Doch der einsamen Mutter Hilferuf ist stärker als alles, stärker als der Geldmangel und weiter Weg. Stärker als

alle die Probleme, die einem durch den Kopf gehen, als alles Streben und Wollen in diesen letzten Prüfungswochen. Und so macht er sich auf den Weg zu Fuß. Die weite Strecke. Manchmal nimmt ihn ein Auto mit. Aber fast immer wandert er allein in trüben und schweren Gedanken, mit gebundenen Händen, weil man noch ein Niemand ist, ein Garnichts. Der doch alles werden wollte und vielleicht auch könnte . . .

Er steht auf einmal vor Jacks Wagen, der breit und schwarz den engen Weg versperrt. Hannes sieht das trübe Lichtchen, hört das Pferd leise wiehern und verspürt bis ins eigene Elend herab den Schrei, den Fine gerade wieder durchdringend ausstößt. Da tappt er sich näher.

Hannes Hiem ist auf dem Weg gewesen, ein guter Arzt zu werden, einer, der auf den kleinen Dörfern sitzt und zu dem sie alle kommen als zu einem, der sie und ihre Nöte kennt. Und als er Fine sieht, wie sie da in einer Ecke lehnt mit kreidebleich verzogenem Gesicht, weiß er, woran er ist. Jack hat aufgerissene Augen vor Angst, und seine dunklen Haare hängen ihm verklebt um den Kopf. Aber er ist schlau und anständig, wenn man ihm jagt, was er tun soll.

Und Hannes Hiem, den das Schicksal auf einmal mitten herausgerissen hat aus der Arbeit, hat hier am Arlberg im Dunkel und Nebel, in einem stidigen Wagen seine erste Geburt. Das ist wie ein unbegreiflich Wunder!

Man kämpft dafür selbst mit dem Tod, wenn man jung ist und eifern im Willen. Denn auf Fines Gesicht hatten sich schon

bläuliche Schatten gelegt, die nicht schwer zu deuten sind. „Nein, nein“, sagt Jack immer wieder, als er sein Kind in den Armen hält, „nein, nein, ist das denn möglich?“

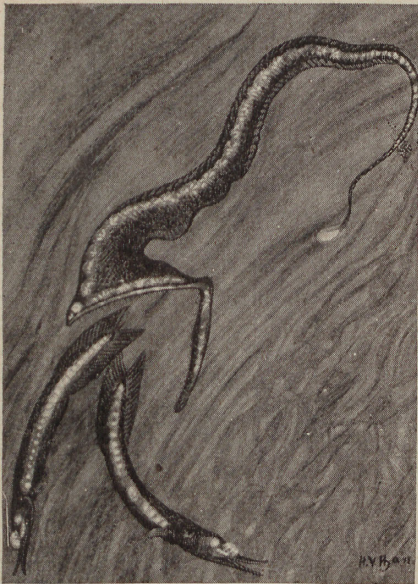
Und Fine ruft mit halb erloschener Stimme: „Ist es da? Wirklich? Aber es ist so dunkel hier drinnen. Sind wir denn nicht drunten im Tal?“

„Doch“, sagt Jack, und seine Stimme ist so weich wie ein Flaum, über den man streicht. „Verstehst du, Fine, es ist ein Kind, das aus dem Nebel geboren worden ist, und darum muß es erst noch Dunkelheit um sich haben. Aber morgen, wenn seine Augen richtig waren, dann fährt es geradeswegs in die Sonne. Glaubst du das?“

„Ja, in die Sonne, heim“, flüstert die Frau ganz erschöpft und schläft ein mit einem breiten Lächeln im Gesicht.

Jack und Hannes haben noch allerlei zu tun mit dem Kind. Es ist nicht so einfach, ihm hier ein warmes Bettchen zu machen.

Und dann sitzen sie beide, gegen den Regen geschützt, aber die Köpfe der weiten, vernebelten Welt zugewendet, nebeneinander. Sie reden nichts. Jack beginnt langsam zu schnarchen, müde und erschöpft und hingegeben an das glückhafte Geschehen in seinem Wagen. Hannes, der Student, aber wartet geduldig auf den Morgen, von dem er nun auch ganz fest glauben möchte, daß er ihn trotz allem in die Sonne führt. Denn dieses kleinwinzige Kind, das er in den Armen hielt, das mit seinem erwachten Leben stärker war als Nacht und Nebel und Berg, das ist eine glückselige Verheißung dafür, an die man glauben muß.



Ein Macropharynx jagt mit seinem riesenhaften Maul kleine Leuchtische

Gespensster der Tiefsee

Von Dr. R. H. Francé * Mit Zeichnungen von H. V. Hyan

„Da drunten aber ist's fürchterlich!“ Mit dieser etwas summarischen Beschreibung der Meerestiefe des Schillerschen Tauchers beginnt und schließt für die Mehrzahl der deutschen Gebildeten das Kapitel der Meereskunde, das von der Tiefsee

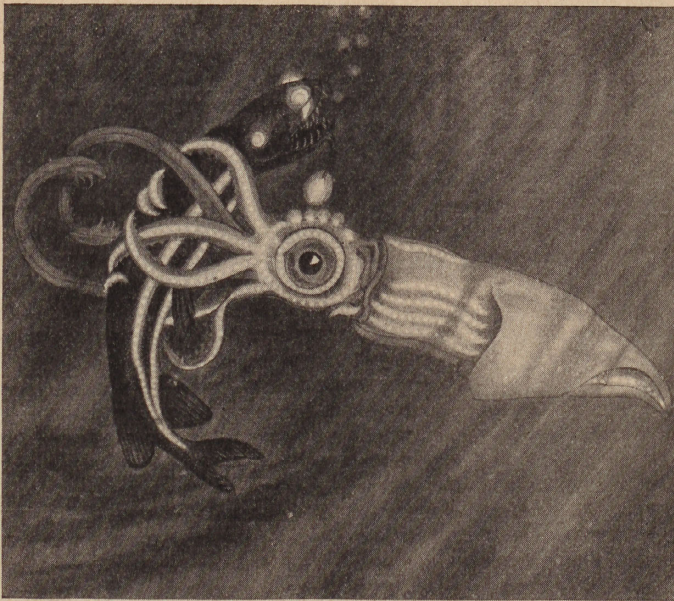
handelt. Eine den Rücken kalt hinablaufende Vorstellung einer unbehaglich eisigen, lebensfeindlichen nassen Finsternis voll der greulichsten Meerungeheuer, gewissermaßen das absolut Tödlische und Unzugängliche, ist für jeden mit dem Wort Meeresgrund verbunden. Dazu ein unbestimmtes Bild von Schiffstrümmern, einem Friedhof schrecklicher Unglücke; eine tragische Illustration zu dem stolz frevelnden Ganseatenwort, daß wohl Schifffahrt nötig, nicht aber das Leben für den Menschen.

Diese Vorstellungen sind aber von der allmählich fortschreitenden Erforschung der Meeresabgründe nach allen Richtungen hin ausgebaut und auch nicht unwesentlich geändert worden. Zu Schillers Zeiten war man der bloßen Phantasie überlassen, wenn man sich die Meerestiefe vorstellen wollte. Die Meerenge von Messina, die den Schauplatz seines Gedichtes bildet, ist mehr eine Brücke zwischen dem italienischen Festland und Sizilien als eine Tiefe, die beide trennt, und die Tiefen, in die ein Mensch hinabtauchen kann, sind ganz geringfügig gegenüber den wirklichen Abgründen des Meeres. Auch in der heimischen Ost- und Nordsee ist kaum ein tiefsseeisches Wunder zu erforschen; beide sind Flachseen, deren Tiefenzahlen hundert Meter kaum überschreiten.

Um in das Fabelreich der großen Meeresfinsternis einzudrin-



Ein „feuriger“ Melanocetus geht auf Raub aus



Ein leuchtender Tintenfisch saugt einen Leuchtfisch aus

gen, dazu muß man schon die großen Ozeane befahren: die exotischen Fernen, die mit dem Mittelmeer beginnen, das südlich von Italien und Griechenland seinen Grund fast ebenso tief senkt, wie die Alpen sich über das Meer erheben. Oder man muß in den Südatlantik, wo auf dem Wege nach Brasilien und Zentralamerika das Schiff über sechstausend Meter Tiefe gleitet, etwa gerade dort, wo nach dem unsterblichen Glauben Tausender der versunkene Kontinent Atlantis liegen sollte.

Die wirklichen Abgründe aber klassen im Südseeparadies. Guam-Graben und Tonga-Graben nennt die geographische Wissenschaft die gewaltigsten Meerestiefen nach ihnen nahe gelegenen Inseln. Wie tief sie eigentlich sind, ist noch nicht ganz endgültig festgestellt. Solche Messungen sind ungemein schwierig. Aber über zehntausend Meter ist das Lot dort schon hinabgesunken, und das ist eine ganz unvorstellbare Tiefe. (Die größte Meerestiefe mißt 10 800 Meter und befindet sich bei den Philippinen. Sie heißt „Emdentiefe“.) Ich bin über den Tonga-Graben gefahren. Länderweit blaut dort das Meer nicht mehr, nein, es schwärzt. Denn tief blauschwarz wie Tinte erscheint diese Zehntausendmeter-Wassersäule und verrät auch schon dem ersten Blick, daß hier ein besonders merkwürdiger Fleck Erde sein müsse. Ich mache den verehrten Leser übrigens darauf aufmerksam, daß er, wenn er einen Globus von dem seltenen Durchmesser eines Meters besitzt und etwa den Einfall hätte, die Tonga-Tiefe darauf plastisch durch ein Loch in die Erde darzustellen, er dies wohl kaum zusammenbrächte, so geringfügig wäre dieser Nadelstich oder soll ich sagen Nagelkerbe am Leib der Erde.

Immerhin, für uns Menschen und für das Leben sind zehntausend Meter Wassertiefe unvorstellbar und auch kaum erforschbar. Trotzdem hat man eifrig daran gearbeitet, die Geheimnisse der marinen Unterwelt aufzuschließen, und gerade die deutsche Wissenschaft wird dabei sehr ehrenvoll genannt. Die deutsche Valdivia-Expedition im Atlantischen Ozean und Professor Chun haben uns diesen Ruhm verschafft.

Schon wenn man nur wenige Meter taucht, merkt man, daß da grüne Dämmerung herrscht. Ich habe das einmal sehr anschaulich erlebt, als wir vier Tage lang bei einem Sturm im Korallenmeer, unter die uns ständig überschüttenden Wellen gedrückt, in dieser grünen Dämmerung dahinfuhren und ab und zu Betrachtungen darüber anstellten, ob das Schiff nun schon untergegangen sei oder noch einmal ans Tageslicht steigen werde.

Noch tiefer wird's blau, dann violett, rot und — je nach dem Meer, um das es sich handelt — in 70 bis 150 Metern Tiefe völlige Nacht. Dazu sinkt die Temperatur sehr rasch. War sie oben 25 Grad, so ist es in zehn Metern Tiefe kaum mehr halb so warm. Aber diese Temperaturenkung geht nicht ins Grenzenlose. Im Mittelmeer ist das Wasser auch in 3000 und 4000 Meter Tiefe noch 12 Grad. In anderen nördlicheren Meeren sinkt die Temperatur auf etwa 4 Grad, aber nirgends mehr namhaft darunter. Dafür steigt der Druck der Wassermasse mit zunehmender Tiefe

zu gigantischen Zahlen. Schon in einigen tausend Metern unter der Oberfläche müssen daher Verhältnisse herrschen, die alles Leben mit Ausnahme der kleinsten Geschöpfe ausschließen. Tatsächlich hat man denn auch aus den großen Tiefen, aus denen man freilich mit unseren Tiefeeloten nur kleine Proben des Untergrundes heraufbringen konnte, keinerlei größere Lebewesen heraufbefördert. Es leben da nur mikroskopische Geschöpfe in dem sogenannten roten Tiesseeton, der den größten Teil aller Tiesseengebiete bedeckt. Von ihm ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er sowohl aus in das Meer gesunkenem kosmischem und vulkanischem Staub wie aus den letzten Zerlösungsresten aller gestorbenen Organismen besteht. Dies geht schon daraus hervor, daß sich in ihm nicht ganz selten Haifischzähne finden, also der härteste Rest der gefürchteten Beherrscher der Meere.

Untergegangene Schiffe scheinen wohl überhaupt nie in diese letzten Abgründe zu gelangen. Soweit man sich davon ein Bild machen kann, schweben sie in einer gewissen mittleren Tiefe, vorausgesetzt — und das trifft für neun Zehntel aller Schiffbrüche zu —, daß sie nicht im weniger tiefen Küstenbereich auf Grund gingen.

In diesen mittleren Tiefen, um 1000 bis 3000 Meter herum, aber baut sich noch ein letztes, das wunderbarste aller Tiesseergeheimnisse auf, nämlich ein besonderes Reich von Tiesseetieren.

Sie sind wohl die absonderlichsten Geschöpfe, welche die Natur überhaupt hervorgebracht hat. Keineswegs Fische allein, sondern auch Krebse, Medusen, Tintenfische, Haarsterne und andere Tierformen, wenn auch nicht in der vieltausendfachen Artmannigfaltigkeit wie an den Küsten oder in der lichtdurchfluteten Hochsee. Sieht man diese Tiesseebewohner in einem der großen Meeresmuseen, wie zum Beispiel in dem von Berlin oder Hamburg, zu Monaco oder New York, dann ist man allerdings nicht wenig enttäuscht von den Spirituspräparaten. Wohl erkennt man die groteske Gestaltung dieser Fische, die oft nur aus einem riesenhaften Maul bestehen, wie der abenteuerliche *Macropharynx*, aber sie erscheinen nur wie häßliche, mißfarbene Klumpen. Anders aber in ihrem Element, in dem sie freilich noch kein Menschenauge erblickt hat. Wir können nur gleichsam wie von vorweltlichen Tieren mühsam eine Wiederherstellung versuchen, und solche stellen die beige gedruckten Bilder dar, die auch die Kämpfe und aufregenden Jagden in jener ewigen Nacht festhalten wollen. In ihr erschwimmen die Tiesseetiere in magischem Licht, weißgrünlich phosphoreszierend, manchmal aber gelb, violett und rot be-

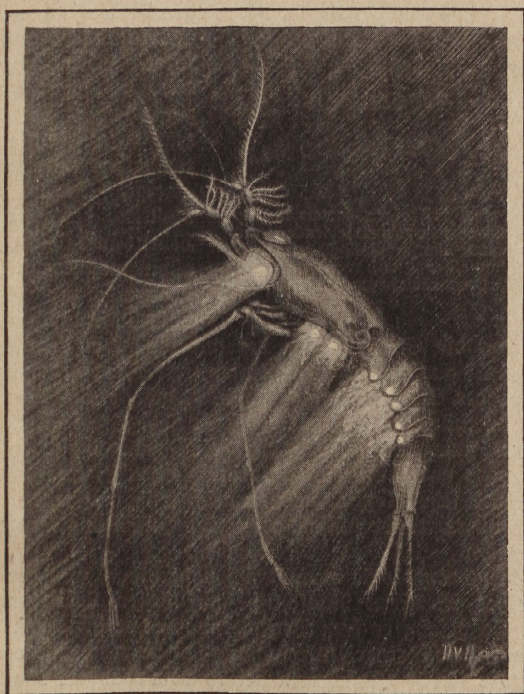


Eine perlengeschnürte Qualle (*Pelagia noctiluca*) segelt durch die Meeresuntiefen

leuchtet von lebenden Lampen. Denn solche und nichts anderes sind die sogenannten Leuchtorgane, die an den Fischen, meist in den Augen, um das Maul, entlang der Seitenlinie, angebracht sind, oft aber auch wie wahre Laternen, an besonderen Tastern voranleuchtend, getragen werden. Auch die Tintenfische und Quallen sind manchmal von Duzenden dieser Glühkörper besetzt und geradezu in einen Feenmantel gehüllt.

Es ist eine ganz phantastische Vorstellung, daß da unten in der Wasserhölle ein stummes Feuerwerk Tag und Nacht leuchtet. Aber es ist eigentlich rührend, daß das Leben, das an solch unwirtlichen Ort verbannt ist, sich derartig durch technische Kunststücke hilft, um so rührender, wenn man, wie neueste Untersuchungen wahrscheinlich machen, erfährt, daß der Hauptzweck dieser unterseeischen Beleuchtung nicht so sehr die Jagd wie vielmehr die Liebe zu sein scheint.

Natürlich liegt es zunächst nahe, daran zu denken, daß die Raubtiere — und alle Tiefseebewohner müssen Raubtiere sein, weil es da unten keine Pflanzen gibt — Nutzen davon haben, den Abgrund mit Licht nach Beute abzusuchen. Aber man kommt von diesem Gedanken ab, wenn man bedenkt, daß die Leuchtorgane nicht so sehr Scheinwerfer als vielmehr beleuchtete Fenster sind. Man



Der Leuchtkrebs (Nematoscelus) ist mit Scheinwerfern versehen

wird mit ihrer Hilfe wohl gesehen, und gerade das hat in einer Raubtierwelt größten Nachteil, aber man erhellt keine Ferne. Wohl aber finden sich auf diese Weise Hero und Leander in der Fisch- und Tintenfischwelt, und das ist ihnen von größtem Nutzen. Freilich spricht hier eine allerneueste Entdeckung in der Tiefseewelt wieder etwas entgegen. Man hat nämlich gefunden, daß die Männchen dieser phantastischen Fische klein und unansehnlich sind und sich oft an ihre Weibchen dauernd anklammern, ja sogar mit ihnen verwachsen. Immerhin, fürs erste Finden hat das magische Licht seine Dienste geleistet.

Dieses kalte, rätselhafte Licht ist nicht weniger geheimnisvoll geworden, seitdem durch neue und neueste Untersuchungen festgestellt ist, daß es nicht von den Tieren hervorgebracht wird, sondern von Leuchtbakterien, die sich an bestimmten Stellen und Organen festnisten. Ganz ähnlich ist dieser Vorgang dem Leuchten toter Fische in den Fischhallen oder dem Glimmen faulenden Holzes im heimischen Walde. Aber das Rätsel ist durch diese Erkenntnis doch nur verschoben. Denn warum leuchten die Leuchtbakterien? Weder Zweck noch Technik dieses kalten Lichtes ist durchschaut, und das Geheimnis in dem gespenstischen Reich der Tiefsee ist nur noch um einen Grad verschlungener dadurch, daß wir nun wissen, daß sich diese magischen Tiere der Leuchtpflanzen für ihre Zwecke gleich einem Werkzeug bedienen.

Wie alt werden Sie?

Ihre Hand sagt es

Von Dr. Georg Strelisker

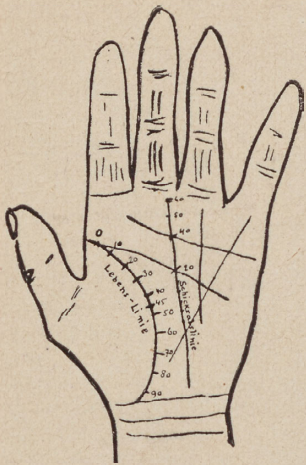
Diese Frage, die schon zu allen Zeiten die Menschen immer wieder beschäftigte, rüttelt an den tiefsten Geheimnissen der Natur. Erfahrung und Statistik haben zwar die durchschnittliche Lebensdauer der verschiedenen Geschöpfe festgestellt und dabei auch nachgewiesen, daß sie in vielen Fällen erblich bedingt erscheint. Aus den Beobachtungen an Tieren weiß man, daß die natürliche Lebensspanne ungefähr siebenmal größer als die Wachstumszeit ist. Auf den Menschen, dessen Wachstum bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr andauert, läßt sich diese Regel allerdings nicht so ohne weiteres anwenden, denn ein verjährtes Alter von 147 Jahren hat noch keiner erreicht, wenn man von dem Türken Ahmed Zogu abliest, der solches von sich behauptet. Aber Behauptungen sind noch lange keine Beweise.

Soweit man aus der Statistik Aufschluß erhalten kann, ist die Lebensdauer bei den verschiedenen Rassen zwar verschieden, doch wird die Höhe der Sterblichkeit nicht durch eine der Rasse innewohnende größere oder kleinere Widerstandsfähigkeit bedingt, vielmehr ist diese von den äußeren Lebensbedingungen abhängig. Altern und Absterben sind aber sowohl von inneren wie von äußeren Ursachen bedingt. Die Gründe jedoch, warum ein Mensch früher oder später stirbt, sind so mannigfaltiger Natur und hängen von so vielen Umständen ab, daß man sie alle gar nicht in Berücksichtigung zu ziehen vermag. Eine große Rolle spielt vor allem die angeborene Lebenskraft, selbstverständlich auch die Art der Ernährung und der Lebensführung, dann das Klima und die Umwelt, in der der Mensch aufwächst. Wir wissen zum Beispiel, daß die Sterblichkeit der Frauen geringer ist als die der Männer, daß die Frau, besonders, wenn sie das vierzigste Lebensjahr schon erreicht hat, eine viel größere Aussicht hat, ein hohes Alter zu erleben, als der Mann, aber das Warum kennen wir nicht. Vorchardt erwähnt die Beobachtungen Lundborgs, der nachgewiesen hat, daß beispielsweise in Schweden, wo die Hellläugigen überwiegen, die Dunkeläugigen eine größere Sterblichkeit aufweisen. Aber das besagt nichts gegen die schwächere Vitalität der Dunkeläugigen. Denn in Italien und Frankreich ist das Verhältnis umgekehrt. Dort besitzen, wie Untersuchungen ergaben, die Helläugigen eine geringere Lebenstüchtigkeit und eine größere Sterblichkeit.

Immer wieder sind die Gelehrten und vor allem die Ärzte bemüht, das Zusammenwirken der inneren und äußeren Ursachen aufzuhellen, die dem einen ein langes und dem anderen ein kürzeres Dasein gewähren. Die schier unendliche Reihe aber,

Herr Schneider
Lehmann Kühn
Buchwald Fruchting HINZ

Vorstehende 7 Unterschriften sind Proben aus dem Kurthschen Untersuchungsmaterial. Stern starb im 20., Schneider im 30., Lehmann im 40., Kühn im 50., Buchwald im 60., Fruchting im 70. und Hinz im 80. Lebensjahr. Man vergleiche Regelmäßigkeit, Längenunterschiede und Schriftdruck der verschiedenen Unterschriften!



Wie die Chiromanten die Lebenslinie nach Jahren ausmessen

deren Anfang zweifellos dadurch charakterisiert ist, daß die im Keimplasma vorhandenen Qualitäten die Lebensdauer bedingen, birgt noch eine Unmenge ungelöster Rätsel. Man hat sich mit den Stammbäumen kurz- und langlebiger Familien befaßt, ohne besondere Resultate in bezug auf die Vererbung zu erzielen. Professor Boll bemühte sich um die wissenschaftliche Erforschung von gewissen Kennzeichen, die in engem Zusammenhang mit dem Keimplasma stehen. Das sind nämlich die Linien auf den Fingerbeeren und Handflächen, die zum Beispiel bei einigen Zwillingen, deren Keimplasma identisch ist, übereinstimmen.

Man weiß heute, daß solche Linien während des ganzen Lebens konstant bleiben, ja, man kann bei der Anordnung dieser Linien gewisse Typen unterscheiden. Bei Bestimmung der Häufigkeit dieser Typen in verschiedenen Lebensaltern fand man, daß bei sehr alten Leuten bestimmte Anordnungen viel seltener auftreten als bei jungen.

Alle diese Forschungen ergaben jedoch keinen klaren Hinweis, wie man mit einiger Gewißheit eine Lebensprognose stellen kann. Darum schrieb auch einer der hervorragendsten deutschen Versicherungsmediziner, Professor Dr. G. Florschütz (Gotha): „Wäre man imstande, die in der Individualität gegebene Widerstandskraft in jedem Falle und zu jeder Zeit durch irgendwelche Untersuchungsmethoden genau zu messen, so könnten wir mit ihrer Hilfe sagen, daß der so oder so beschaffene Mensch die Anwartschaft hat, alt oder nicht alt zu werden, so wäre das Ideal der Prognosestellung, die sichere Auslese unter den Versicherungsangeboten erreicht.“

Solche Methoden fehlen aber, so sehr auch die Versicherungsgesellschaften darum bemüht sind.

Nun behaupten die Chirolagen, daß die sogenannte Lebenslinie, das ist jene Linie in der Handfläche, die oberhalb der Daumenwurzel beginnt und um den Handballen, die sogenannte Maus, sich entlangzieht, „ziemlich sicher“ die Lebensdauer anzeigt. Nach ihnen bedeutet eine schwache Linie auch geringe Lebenskraft. Ist die Linie nur am Anfang schwach und zart, um dann kräftiger zu verlaufen, dann verstärkt sich die Lebenskraft mit Beginn der Reife.

Die Handleser haben auch allerlei Systeme erfunden, um die Lebenslinie zu messen. Sie erklären, daß Bruchstellen an der Lebenslinie entweder den Tod oder zumindest eine lebensgefährliche Krise im Leben des betreffenden Menschen ankündigen, doch hat sich, was ausdrücklich betont werden

soll, diese Regel nicht in allen Fällen bewährt. Verantwortungs- bewusste Chiromanten lehnen es daher aus guten Gründen strikte ab, Angaben über die Lebensdauer des Auskunftstheischenden zu machen, ganz abgesehen davon, daß derartige wissenschaftlich und erfahrungsgemäß nicht absolut einwandfreie Mitteilungen geeignet sind, schwere seelische Depressionen hervorzurufen. Schließlich ist die Vitalität, die Lebenskraft, die angeblich in der Lebenslinie ausgedrückt liegt, nicht allein für die Lebensdauer eines Menschen ausschlaggebend. Zu viel andere Umstände spielen damit. Es sind schon Leute, die eine unverhältnismäßig lange und kräftige Lebenslinie aufwiesen, in jungen Jahren plötzlich dahin-

*aus meinem Leben gestrichelt allein
Gestaltung der Eigenschaften in meinem
Leben herausgemalt, gehört schon*

Handschrift eines 47-jährigen Mannes, der zur Zeit der Abfassung der Schriftprobe völlig gesund war. Der Verfasser mutmaßte eine Lebensdauer von höchstens 5 Jahren. Der Herr verstarb bereits im 49. Jahr an einer Infektionskrankheit

*Sehr geehrter Herr Dr.
Wann soll einem trotz
Klagen kommen. Für
1000*

Schriftprobe einer 44-jährigen, damals an einer schweren Stoffwechselkrankheit leidenden Frau. Trotzdem lautete der graphologische Befund auf Erreichung eines Alters von weit über 60 Jahren. Die Dame zählt heute bereits 66 Jahre

gerafft worden, während andere mit auffallend kurzen Lebenslinien das vierzigste, sogar das fünfzigste Lebensjahr erreichten. Aber gewisse Grenzen haben sich immerhin gezeigt. Neuere Chiromanten betrachten die Lebenslinie als nicht allein maßgebend für die Lebensspanne, sondern

untersuchen auch das Verhältnis und die Strichführung der anderen vom chirolagischen Gesichtspunkt aus bedeutsamen Linien, vor allem der Herz-, der Kopf- und der Schicksalslinie. Ich selbst möchte aus eigener Erfahrung hinzufügen, daß viele Personen, bei denen ich eine sehr lange und gute Lebenslinie, aber eine mangelhafte und zerstückelte oder gar keine Schicksalslinie feststellte, merkwürdigerweise immer sehr plötzlich und ziemlich früh verstarben. Meist war ein unerwarteter Unfall oder eine Infektionskrankheit die Todesursache.

Auch die Graphologie bemüht sich neuerdings, aus der Handschrift eines Menschen Rückschlüsse auf dessen Lebensdauer zu ziehen. So gelang es dem Versicherungssachverständigen Bruno Kurth, auf Grund einer Untersuchung der Namenszüge von nicht weniger als 10 000 Versicherten bei 75 vom Hundert das Todesalter zu berechnen. Bei den restierenden 25 vom Hundert betrug der größte Fehler nur sechs Jahre über dem tatsächlichen Todesalter. Das ist ein auffallend gutes Ergebnis. Kurth untersuchte vor allem die Höhe, die Breite, den Druck, die Regelmäßigkeit und die Längenunterschiedlichkeit der geleisteten Unterschriften und kam dabei zu der nicht ganz einwandfrei begründeten Folgerung: Je weiter jemand schreibt, desto eher muß er mit seinem Tode rechnen. Nach Kurth können Menschen, die eine drucklose Schrift haben, auch nur mit einer mittleren Lebensdauer von rund zehn Jahren nach Eintritt in die Beobachtung rechnen. Dagegen sterben die Menschen, die druckstark schreiben, etwas langsamer ab. Manches der vorstehenden Worte, so fügt Kurth dieser doch allzu einfach formulierten Behauptung hinzu, wird einen unbefangenen Leser etwas merkwürdig berühren, denn es sieht so aus, als ob durch das In-die-Beobachtung-Treten die Sterblichkeit ganz anders verläuft, als wenn damit noch mehrere Jahre gewartet worden wäre. Das ist selbstverständlich nicht der Fall, denn es ist erklärlich, daß Menschen auf Grund ihrer Handschrift eine bestimmte Sterblichkeit haben, ganz gleich von welchem Zeitpunkt an sie beobachtet werden. Will man nun die Lebensausichten richtig einschätzen, so muß man nach dem erwähnten Versicherungssachverständigen zwei wichtige Schriftzüge besonders feststellen und bewerten, nämlich die Regelmäßigkeit und die Längenunterschiedlichkeit.

Ist eine Handschrift regelmäßig, so können wir, wenn keine zu große Längenunterschiedlichkeit vorhanden ist, schon mit einem späten Tode rechnen. Dagegen deutet eine unregelmäßige Schrift

*and taking this opportunity
of acknowledging the
numerous kindnesses I have
already received at your
hands since I have had
the pleasure of writing
under you*

I am

Very dear Sir

Sincerely Yours

Charles Dickens

*I'm most truly glad that you
have had so many enjoyments. My all best
wishes.*

*"The instant that I have written this
I think it was a letter from which
I made the life remark 'so long
just before he got up (on
the day he died) at Vienna'."*

Very affectionately

Die obere Schriftprobe stammt aus Dickens' gesunden Tagen (32. Lebensjahr), die untere schrieb er einen Tag vor seinem Tode

auf einen verhältnismäßig frühen Tod hin. Faßt man demnach die beiden wichtigsten Gruppen, die Regelmäßigkeit und die Längenunterschiedlichkeit, bei einer Statistik zusammen, so findet man nach Kurth, daß bei den Schriften, die ausgesprochen regelmäßig und gering längenunterschiedlich sind, die mittlere Sterblichkeit selbst bei den jüngsten Altern erst mit fünfundsechzig Jahren erreicht ist. Dagegen haben die Inhaber einer unregelmäßigen und stark längenunterschiedlichen Schrift selbst in jungen Jahren nur noch mit einer durchschnittlichen Lebensdauer von rund fünfzehn Jahren zu rechnen. Die anderen Schriftseigenschaften deuten uns nur im großen und ganzen an, ob wir mit einem Tode, der noch vor der mittleren Lebensdauer des Menschen liegt, oder einem späteren zu rechnen haben, je nachdem ob diese nun lebensverlängernden oder -verkürzenden

Iron. Call. Cambridge *much obliged & humble*
June 20th 1682 *servant*
Is. Newton

Handschrift Newtons, 39-jährig (1682)

Einfluß haben.

Man kann Kurth nicht in allen Punkten beistimmen. Eigene Untersuchungen haben ergeben, daß Regelmäßigkeit und enge Schrift, allerdings mit gewissen Ausnahmen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, Langlebigen eigentümlich sind. Leute, die eine dünne Schrift schreiben, sind wohl anfällig, aber zäh. So fand ich drucklose Schriften bei Dreißigjährigen, die erst ein halbes Jahrhundert nach Abfassung dieser Schriftproben das Zeitliche gesegnet hatten. Ebenso findet man in den Handschriften von Langlebigen auffallend starke Längenunterschiede. Allerdings stimmt es, daß stark längenunterschiedlich schreibende Personen, weil sie vornehmlich Triebnaturen sind und es sowohl an Vorsicht wie an Genügsamkeit mangeln lassen, sich leichter

napoleone napoléon

Napoleon

Napoleons I. Handschrift als 42-jähriger (1811)

dem Tode, vor allem Unfällen und Ansteckungen, ausliefern als jene, die ganz klein und eng und dünn schreiben, also die Hypochonder, die Anspruchslosen und Bescheidenen. Aber Kurths Untersuchungen erstrecken sich, wie ich annehme, hauptsächlich auf männliche Handschriften, deren Deutung seiner Theorie im großen und ganzen entspricht. Bei weiblichen Handschriften muß zweifellos ein anderer Maßstab angelegt werden.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß sich auch aus den Augen die noch vorhandene Lebenskraft ersuchen läßt. Das menschliche Auge muß im gesunden Zustand kräftiges Augenfleisch aufweisen, das ist die zwischen Braue und Oberlid liegende Partie. Wenn diese eingefallen und flach erscheint, so wirkt das Auge in

seiner Gesamtbewegung matt, hohl und ausdruckslos (so zum Beispiel bei Schwindkräftigen und chronisch Magenleidenden). Je größer das umgebende Weiß des Auges, desto stärker die geistigen Energien. Ist dieses Augenweiß durch Nervosität von zahlreichen roten Adern durchzogen, durch Leber- und Gallenleiden gelbbraun oder durch Harnsäureablagerungen im Körper schmutzig geworden, so kann man damit rechnen, daß die Lebensuhr bald abläuft.

Masaryk

Präsident Masaryk im 74. Lebensjahr

Es gibt auch Leute, die aus der Größe und Stellung der Ohren eine ungefähre Lebensprognose stellen, aber damit kommen wir auf ein Gebiet, das wir lieber den berufsmäßigen Wahrsagern überlassen wollen.

Berufsberatung für die Frau

Erholungsheim oder Pension

Ich verfolge seit Jahren selbständig den ertelichen Haushalt und möchte mich gern hauswirtschaftlich weiter betätigen, habe die höhere Mädchenschule besucht bis zur Reifeprüfung, englische und französische Umgangssprache erlernt. In welchem Umfange rentiert sich eine Pension in einem Baderort oder an der See mit Jahresbetrieb? Welches Betriebskapital ist dazu erforderlich? Welche Ausbildung braucht man?

J. R., Annaberg (Sa.)

Eine Qualifikation ist für die von Ihnen in Aussicht genommene Tätigkeit nicht erforderlich, wohl aber braucht man sehr gründliche Kenntnisse im Kochen, Wirtschaften, Einkauf, Buchführung, auch moderner Ernährungstheorie und gegebenenfalls Diätetische. Wir würden Ihnen raten, zunächst eine Zeitlang als Volontärin in einem Pensionsbetriebe zu arbeiten und sich dabei mit den einschlägigen Arbeiten vertraut zu machen. — über die Höhe des Betriebskapitals und den Umfang, den ein derartiges Unternehmen haben muß, um rentabel zu sein, lassen sich keine allgemeinen Angaben machen. Ein Fremdenheim in einem Baderort wird entsprechend der mehr oder weniger günstigen Lage des Hauses und Beschaffenheit seiner Zimmer mehr oder weniger gute Preise erzielen. Übernimmt man ein bereits gut eingeführtes Heim, so wird sich aus den Büchern, die natürlich einer genauen Prüfung zu unterziehen sind, ergeben, ob der erzielte Reingewinn dem geforderten Kauf- oder Pachtprice entspricht, ob mit einer Belegung der Zimmer das ganze Jahr hindurch gerechnet werden darf oder ob sich die Einnahmen nur auf wenige Monate erstrecken. Insuper in vielgelesenen Zeitchriften und großen Tageszeitungen sind erforderlich, um das Fremdenheim bekannt zu machen, desgleichen die Beantwortung von Anfragen aus dem Publikum, welche in diesen Blättern erscheinen; auch diese Werbungskosten müssen in die Berechnung einbezogen werden. Endlich kommt es auch auf die Zahl der benötigten häuslichen Hilfskräfte an. Wenn die Inhaberin selbst kocht, der Gemann Korrespondenz und Buchführung übernimmt, bleiben immer noch Aufräumungsarbeit, Küchenarbeit, Gästebewienung und andere Arbeitsleistungen zu erledigen. Wird für die Küche eine Kammerfrau oder Wirtschaftlerin gebraucht, so verteuert sich der Betrieb. Das letzte Endes die Rentabilität von der wirtschaftlichen Tätigkeit der Leiterin abhängt, die ihre eigenen Interessen wahrnehmen, aber zugleich die ihrer Gäste weitgehend berücksichtigen muß, braucht kaum betont zu werden. Als Mindestzahl der Pensionsgäste, bei deren Beschäftigung die Wirtin ihren eigenen Bedarf herauswirtschaften kann, wird gewöhnlich die „Sieben“ genannt, die also in diesem Falle keine „böse Sieben“ ist.

Zahnärztin/Gewerbelehrerin

Abturiertin erbittet Auskunft über folgende Fragen: Wie hoch belaufen sich die Kosten des Studiums der Zahnmedizin? Wie lange Zeit rechnet man durchschnittlich für die Ausbildung? Wie sind in Preußen die Ausbildungsmöglichkeiten der Gewerbelehrerin, welche Lehrfächer kommen in

Frage? Wird Hausochtertätigkeit auf das Praktikum angerechnet? Worin besteht der Unterschied zu der Ausbildung als technische Lehrerin?

G. R., Glücksburg (Ostsee, Schl.-H.)

Die Kosten des zahnärztlichen Studiums dürften ungefähr 3500 Mark betragen für drei vorläufige Studienhalbjahre, vier klinische Studienhalbjahre, Prüfungsgebühren, Anschaffung von Büchern, Instrumenten, Vesten, Promotionsgebühren, Dissertationsdruck. Bis zum Staatsexamen rechnet man mindestens sieben Semester, zur Promotion ist ein weiteres Semester erforderlich. — Technische Lehrerin und Gewerbelehrerin unterscheiden sich dadurch, daß jene schulpflichtigen Mädchen Unterricht in Nadelarbeit und Hauswirtschaft erteilt, während diese einer nicht mehr schulpflichtigen Jugend technischen Unterricht gibt. Die Ausbildung der Gewerbelehrerin ist also die umfassendere, und kann unter gewissen Voraussetzungen auf derjenigen der technischen Lehrerin aufgebaut werden. Wir haben in Heft 23 des laufenden Jahrgangs über diese letztere Auskunft gegeben. Die Ausbildung der Gewerbelehrerin ist in Preußen eine verschobene, je nach Wahl des für später in Aussicht genommenen Tätigkeitsfeldes (hauswirtschaftliche, bzw. gewerbliche Berufsschulen, hauswirtschaftliche, bzw. gewerbliche Fachschulen). Daß Hausochtertätigkeit auf das geforderte Praktikum angerechnet wird, halten wir für ausgeschlossen. Verlangt wird der Nachweis einer mindestens zweijährigen praktischen Tätigkeit oder die Prüfung als Gesellin bzw. Haushaltspflegerin. Absolventinnen der Fachschulen haben sich dem Ausleseverfahren zu unterwerfen, Praktikantinnen von besonderer Berufstüchtigkeit und -erfahrung haben eine Eignungsprüfung zu bestehen und die geeignete Vorbildung nachzuweisen, um in ein berufspädagogisches Institut eintreten zu können. Es kann stets nur ein sehr geringer Prozentsatz der Bewerberinnen zu den berufspädagogischen Instituten zugelassen werden, weshalb die Annahme von Praktikantinnen seit April dieses Jahres gesperrt worden ist. Wir verweisen auf die ausführliche Auskunft in Heft 1 des vorigen Jahrgangs über die Gewerbelehrerin.

Medizinisch-technische Assistentin

Wie lange dauert die Ausbildung der technischen Assistentin in Sachsen? Können Sie mir ein Lehrinstitut in Leipzig angeben? J. L., Ripsdorf

Die Ausbildungszeit für Röntgen- und Laboratoriumsassistentinnen betrug bisher zwei Jahre, also ein Semester weniger als in Preußen; sie wird aber jetzt den hier geltenden Bestimmungen angepaßt, so daß den noch im Jahre 1932 in den Lehrgang eintretenden Versuchsanwärterinnen zum letzten Male dieser Vorteil zufließen kommt. Das höhere Lehrinstitut für Bakteriologie, Chemie und Röntgen von Dr. Busch, Leipzig, Reifstr. 12, beginnt seinen letzten zweijährigen Lehrgang am 11. Oktober; (1½ Jahre Institutsausbildung, ½ Jahr Praktikum an Krankenhaus oder Universitätsinstitut); er schließt mit Staatsexamen ab. Fordern Sie den Prospekt der Schulleitung an!

Elegante Nachmittagskleider aus Wolle



Kleid aus Crepe Bamboula mit zweifarbigem, geschlungenem und geknöpftem Kragen
Modell: Ina Halperin, Berlin



Erdbeerfarbendes Teekleid aus leichter Wolle mit interessantem Ärmel
Modell: Trianon, Berlin
Aufnahmen: Becker & Maass



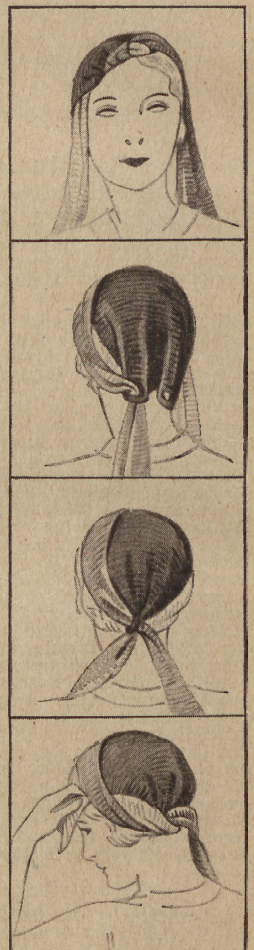
Rostrotcs Wollkleid, beige gepaspelt mit passenden der Blume
Modell: Annemarie Heise, Berlin

Gestrickter Turbanschal



Gestrickte Turbanmütze, aus einem Schalstück zu schlingen. Unten: Das gleiche Schalstück als Schal geschlungen, in Verbindung mit dem zur Turbanmütze geschlungenen Schalstück

Diese praktische und originelle Neuheit ist als Schal mit Latzteil oder auch als Turbanmütze verwendbar. Man braucht je 20 Gramm kupferrote, lachsrosa und champagnerfarbene Gioconda-Glanz-Wolle und Nadeln Nr. 2½. Der Turbanschal besteht aus zwei schmalen langen Streifen, die sich dann in einem Endstück vereinigen. Jeder der beiden schmalen Streifen ist 15 Zentimeter breit, der eine 70 Zentimeter, der andere 64 Zentimeter lang, das die beiden Streifen vereinigende Endstück ist 30 Zentimeter lang; man arbeitet es auf gleicher Breite 16 Zentimeter hoch und schrägt es dann auf weitere 14 Zentimeter Höhe zu 17 Zentimeter Breite ab. Man arbeitet nun zuerst die schmalen Streifen und beginnt für den 70 Zentimeter langen Streifen an einem schmalen Ende mit einem Anschlag von 49 M. lachsfarben und arbeitet in hin und her gehenden R. nur rechts. Die 1. M. jeder R. wird wie zum Rechtsstricken abgehoben und die letzte M. r. gestrickt, so daß beiderseitig ein Endstehenrand entsteht. Auf diese Weise arbeitet man 308 R. hoch und läßt die M. auf der Nadel liegen. Den zweiten schmalen, 64 Zentimeter langen Streifen arbeitet man auf gleichem M.-Anschlag 260 R. hoch. Dann arbeitet man über den champagnerfarbenen und den lachsrosa Streifen, also über 98 M. Breite mit kupferrot 76 R. hoch. Zur Schrägung der Seitenränder nimmt man nun ab, und zwar 9mal am Anfang jeder folg. und 3mal abwechselnd am Ende bzw. Anfang jeder 2. folg. R., so daß man in der 156. kupferroten R. noch 54 M. zählt. In der 157. R. fettet man zur Bildung der Schlingen die 4.—16. und die 39.—51. M. ab und schlägt in der 158. R. die entsprechende M.-Anzahl dafür wieder auf. Darüber noch 4 R. und abketten. Wir schildern nun nachstehend, wie man das gearbeitete Stück als Schal sowie auch als Turbanmütze verwenden kann. Beim Tragen als Schal nimmt man den breiten Teil als Latz um, kreuzt beide Enden rückwärts um den Hals und verschlingt sie vorn zu einem einfachen Knoten. Will man diesen Schal als Mütze tragen, legt man den breiten Teil derart über den Hinterkopf, daß sich beide Schalenden vorn über der Stirn und die Schlingen am Nackenrand befinden, schlingt die beiden Enden vorn einmal im Knoten umeinander, legt sie turbanmäßig rechts und links um den den Kopf bedeckenden Latz, steckt sie rückwärts durch je 1 Schlinge und legt sie kreuzweise übereinander. Die Enden wickelt man um die beiderseitig gelegten Schalstreifen und versteckt das letzte Stück unter denselben. Der Bildstreifen rechts zeigt die einzelnen Phasen vom Schal bis zur Turbanmütze, wie sie eben beschrieben wurden.





N255 a.

Und die Preise sind so günstig:

Nivea-Creme: RM 0.15–1.00 / Nivea-Öl: 0.50, 1.00, 1.60

Zum Wochenende

hinaus ins Freie und die schönen Herbsttage ausgenutzt zum Luftbaden mit

NIVEA-CREME oder NIVEA-ÖL



Dann werden Sie noch lange Ihr sportlich frisches Aussehen behalten.

Nivea-Creme u. Nivea-Öl fördern die bräunende Wirkung von Licht und Luft, – auch bei bedecktem Himmel.

Zu ersetzen sind Nivea-Creme und Nivea-Öl nicht, denn sie sind die einzigen Hautpflegemittel, die das hautverwandte Euzerit enthalten.

An warmen Tagen wirkt Nivea-Creme angenehm kühlend; bei unfreundlicher Witterung jedoch schützt Nivea-Öl vor zu starker Abkühlung.

Jawohl, gnädige Frau, NIVEA-KINDERSEIFE



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



SANDOWS für Hauskuren

Salze u. Bäder

Man verlange
Prospekt: Dr. Ernst
Sandow, Hamburg 30



DIE DAME

bedient sich für ihren privaten Briefwechsel der

Klein
CONTINENTAL

Einzelheiten und Druckschrift 727 unverbindlich.
WANDERER WERKE A.-G.
SCHÖNAU BEI CHEMNITZ

Die praktisch denkende Frau



sieht auf eine Kleidung, die neben flottem Aussehen auch praktische Vorzüge besitzt und zu vielen Gelegenheiten getragen werden kann. Im Bleyle-Kleid sind Sie immer richtig angezogen. Sie werden darin stets jenen vorteilhaften Eindruck machen, den nur qualitätvolle Kleidung vermittelt. — Bleyle's Strickkleidung ist in reicher Farben-Auswahl und in allen Größen u. Weiten zu haben

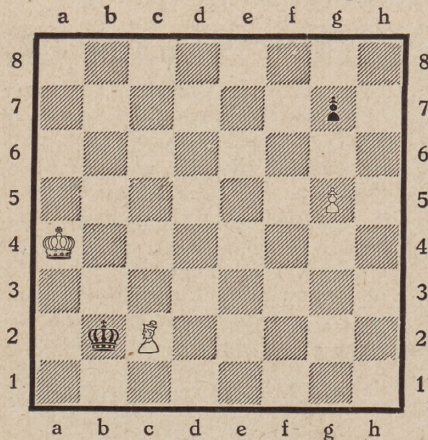
Bleyle
Strickkleider

Verlangen Sie bitte illustrierten
Prospekt mit den neuen Preisen.

Verkaufstellennachweis durch die Fabrik Wilh. Bleyle G.m.b.H. Stuttgart W 89

Das königliche Spiel

Nachdruck verboten
Geleitet von F. Sämis



ein Endspiel aus der Praxis...

Nr. 449, Endspiel Nr. 68

Weiß (Marshall): Kg1, Bd3, e4, f2, g2, h3 (6). Schwarz: Kas, Bd6, e5, f6, g5, h5 (6). Weiß zieht und gewinnt.

... und ein Mattproblem

Nr. 450, Aufgabe Nr. 185

(3. Chessolous („Detroit Free Press“))

Weiß: Ka1, Db7, Td5, Sf1, Sh3 (5). Schwarz: Ke4, Ta8, Tf3, Le1, Lh1, Sf2, Sg3, Ba2, e3, f6 (10). Matt in drei Zügen.

Lösungen folgen in der nächsten Nummer.

Lösung der Aufgabe Nr. 184 von T. Salamanca

Weiß: Ke6, De3, Tg8, Lb2, Sd8, Se4, Bb4, d4, f4, g4, g7, h6 (12). Schwarz: Ke7, Dg2, Bb5, b6, f5, f7 (6). Matt in drei Zügen.

1. Tg8-f8! (droht 2. Tf8xf7+ nebst 3. g7-g8 Dame+) Dg2-c2+ 2. Se4-c3+ Dc2-e4+ (Ke7-f6 3. De3-e6+) 3. Sc3-d5+, oder 1. ... Dd2xe4+ 2. d4-d5 ufw. (De4xe3 oder De4-e6+ 3. d5-d6+, De4-e5 3. De3xe5+, f7-f6 3. Lb2xf6+, f5xg4 3. De3xe4+). Die erste Aufgabe dieser Art wurde bereits 1844 von Julius Brede komponiert.

Am Spieltisch

Bridge-Aufgabe Nr. 69

Geleitet von Dr. Emanuel Lasker.

Von R. C. Mankowski.

♠ A, B, 4

♥ A

♦ 9

♣ A, 9

K, 8 ♠ 9, 6, 3
10, 9 ♥ D
10 ♦ D
D, 8 ♣ 7, 6

♠ D

♥ B, 6

♦ B

♣ B, 10, 4

Herz ist Trumpf. B am Spiel macht alle Stiche gegen jede Verteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 68

A: Herz Bube, 5, Kreuz 5, 4, 2, Karo 3; Z: Pik 3, Herz 7, Kreuz Bube, 8, 6, Karo As; B: Pik 4, Herz As, 10, Kreuz König, 7, 3; Y: Pik Dame, 10, 2, Kreuz 9, Karo Dame, 10. Herz ist Trumpf, B am Spiel nimmt fünf Stiche. Die Idee dieser Aufgabe besteht in der Elimination zweier Farben, Pik und Karo, einer Blockade der Kreuz 6 durch die Kreuz 9 und einem Schnitt in Kreuz. 1. Pik 4, A sticht klein, 2. Karo 3, B sticht mit dem As, 3. Kreuz 3. Wenn Y den Stich behält, muß er Karo oder Pik spielen, und A oder B werfen dann ein Kreuz fort. Wenn Z den Stich übernimmt und Trumpf zieht, kommt A ans Spiel, und B schneidet gegen Kreuz 8.

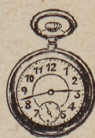
Lichtquell und biegsam

Was den Alten gedient in Nacht und Dunkel als Leuchte, Wenn du es schüttelst, wird es plötzlich zu einem Gelent.

27432

JOHNS VOLLDAMPF-
Waschmaschine
schont die Wäsche
(Kein Reiben, Zerren, Stampfen)
schont den Beutel
(mehr als 50 Prozent Ersparnisse)
schont die Nerven
(erspart Aerger, Arbeit, Zeit)
In Eisenwaren-, Haus- und Küchengerätehandlungen zu haben. Prospekte und Bezugsquellennachweis durch
J. A. JOHN A.-G. ERFURT

Eine Küchenfrage weniger, wenn Sie die zum Kochen oder Trinken so oft benötigte Fleischbrühe aus Maggi's Fleischbrühwürfeln herstellen; denn ob zur Bereitung einer Fleischbrühe zwei Minuten oder zwei Stunden oder gar noch mehr gebraucht werden, ist schließlich nicht gleichgültig. Und Maggi's Fleischbrühe schmeckt wirklich ebenso gut wie selbst-bereitete gute Fleischbrühe. Halten Sie deshalb stets einen Vorrat davon im Hause.
II/878



Wer Taschen- oder Armbanduhren ganz billig kaufen will, verlange Preisliste gratis von
Uhren - Klose, Berlin 29 (46)

Machen Mieder schlank?



das gerade nicht — aber Sie verbessern die Formen. Um schlank zu werden, schlank zu bleiben, trinken Sie **Dr. Ernst Richters Frühlingskräutertee**, den ärztl. empfohlenen Schlankheits- u. Gesundheitstee. Er räumt die überflüssigen Fettablagerungen fort, aber auch die Schlacken und mit der Schlankheit bleibt auch die Jugendlichkeit u. Körperfrische erhalten. Packg. Mk. 1.80, Kurp. M. 9.—, extrastark: M. 2.25 und 11.25. In allen Apothek. u. Drogerien.

Dr. ERNST RICHTER'S FRÜHLINGSKRÄUTERTEE

„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate
München 91 Gullstraße 7

Es lösen die fesseln von Depression, Müdigkeit u. Überbürdung die echten **Kola Dallmann**
45 Jahre unübertroffen!
PREIS 90 Pfg. PREIS 90 Pfg.
»Toricht, wer diesen belcheidenen leistungsfähigen Helfer nicht in seine Dienste stellt.«
Aus einer Zulchrift

Denken und Raten
Einzel jetzt 20 Pf.
Monatlich 75 Pf.
Probeheft kostenlos!
VERLAG SCHERL • BERLIN

Kopfschmerz
SPALT-TABLETTE
Spalt - Tabletten.
Nach Chefarzt Prof. Dr. Ferrua. Das Spezialmittel gegen Kopfschmerz von neuartiger Wirkung. „Spalt-Tabletten“ haben die besondere Eigenschaft, den Kopfschmerz bereits im Entstehen zu beseitigen. „Spalt-Tabletten“ sind in allen Apotheken zu haben!
20 Tabletten
Spalt Tabletten
Ges. Ges.